

Maximilian Schmidt
genannt Waldschmidt
(1832 – 1919)

Der Bettler von Englmar

Erzählung
(1894)

Der Bettler von Englmar

I.

Mitten durch den „Bayerischen Wald“ zieht sich eine ungeheure Riesenmauer durch die Täler und Bergwälder hin, „der Pfahl“ genannt. Er beginnt tief in der Oberpfalz und erstreckt sich in gerader Richtung durch vierzehn geographische Meilen bis in das Längental der großen Michl und glaublich noch weiter hin. Die Felsenmassen sind lauter Quarz, bald durchsichtig hell und weiß wie Kristall, bald schön rosenrot oder auch gelb und dunkel. Sie erheben sich oft in bedeutender Höhe aus dem Boden, oft gleichen die einzelnen emporragenden Felsenzacken riesigen Ruinen oder phantastischen versteinerten Gebilden, um welche sich manch hübsche Sage gesponnen. Am großartigsten tritt der Pfahl im Viechtenreiche zu Tage, wie die alte Herrschaft Viechtach gemeinhin genannt wurde, welche Altnußberg, Weißenstein, Kollenburg, Gotteszell, Rinchnach, Viechtach und Regen umfaßte.

Ein ansehnliches Geschlecht des Bayernwaldes, die Pfahler, führte von dem merkwürdigen Quarzgebirge seinen Namen. Es hatte seinen Stammsitz eine Viertelstunde südöstlich von Viechtach am Pfahlrücken. Das Geschlecht ist schon 1615 mit Hans Christoph Pfahler erloschen und sein Stammsitz bis auf die Grundmauern verschwunden. Unfern von demselben, und zwar am Fuße des Pfahles, im herrlichen Aitnachtale, hat sich aber durch Jahrhunderte hindurch der sogenannte Pfahlbauernhof erhalten, der sich der Wohlhabenheit seines Besitzers wegen eines großen Ansehens im ganzen Viechtenreiche erfreut. Der Pfahlbauer war ein Mann von echtem Schrot und Korn, er hatte noch etwas von jenem bauernaristokratischen Anstrich, welcher allmählich sowohl im Ober- wie im Unterlande verschwinden dürfte. In seinem Gesichte prägte sich ein stolzes Selbstbewusstsein aus, das durch die oft demütige Ehrerbietung der minder begüterten Landsleute noch gehoben wurde.

Allerdings hatte er Ursache, stolz auf seinen Besitz zu sein. Sein Hof war einer der größten und schönsten im Viechtenreiche; Tausende von Tagwerken Holz nannte er sein eigen und seine Viehzucht erfreute sich eines mustergültigen Rufes. Und doch war er nicht ganz zufrieden. Der Himmel hatte ihm in seiner ersten Ehe einen Erben versagt. Witwer geworden, heiratete er in schon vorgerücktem Alter ein zweites Mal und ward mit einem Sohne und einem Mädchen beschenkt. Nun glaubte er sein Glück vollkommen; da kam das Unheil in Gestalt der schwarzen Blattern und raffte ihm binnen wenigen Tagen Bäuerin und Sohn hinweg. Nur mit Not ward ihm die Tochter gerettet, welche jedoch zeitlebens die Spuren jener tückischen Krankheit in ihrem pockennarbigen Gesichte zu tragen hatte.

Sidonie zählte jetzt sechzehn Jahre. Die oft sehr beschwerlichen Gänge in die mehr als drei Kilometer entfernte Schule nach Holzapflern hatten unlängst aufgehört, was niemand mehr bedauerte als der mit Sidonie gleichaltrige Inhäuslerssohn, der schwarzköpfige Englmar.

Beim Hockawanzl (Hocker Wenzel) hieß es auf dem außerhalb des Geviertbaues des Hofes etwas höher gelegenen Inhouse, welches Englmars Vater und die uralte Großmutter väterlicherseits bewohnten. Englmar hatte bei seinem Geleite nach der Schule oft Gelegenheit, den Beschützer des Mädchens zu machen. Er schlug sich für dasselbe mit den anderen Kindern herum und hatte diesem Umstande ein paar Löcher im Kopfe zu danken. Dafür durfte er zur Winterszeit, wenn der Weg zu Fuß sehr anstrengend gewesen wäre, auf dem Schlitten Platz nehmen, welcher Sidonie nach dem Schulhause und von dort wieder zurück brachte, und erhielt außerdem im Hofe von dem freigebigen Bauern und der sogenannten Hauserin (Haushälterin) mancherlei Lebensmittel, was seinem Vater und seiner Großmutter – die Mutter war seinerzeit ebenfalls „dem schwarzen Tod“ erlegen – zugute kam.

Dieses friedliche Verhältnis der beiden jungen Leute zueinander änderte sich indessen nach Beendigung der Schulzeit. Der Bub konnte in seiner niederen Eigenschaft als Viehhirt keine Fortsetzung der früheren natürlichen Beziehungen zu der vermöglichen Bauerntochter wagen, obwohl er sich stets größter Freundlichkeit von seiten dieser erfreute. Nur bei der alten Hockawanzlin, der Großmutter, trafen sich die beiden jungen Leute öfters. Die alte Frau übte eine ganz besondere Anziehungskraft auf die heranwachsende Jugend der ganzen Umgegend, denn sie hatte einen unerschöpflichen Vorrat an „Mandeln“ (Märchen, Sagen), und große wie kleine Kinder lauschten gerne ihren Erzählungen, besonders zur Winterszeit in der Kunkelstube, die eben aus jenem Grunde recht oft in das Inhäusl der Hockawanzlin verlegt wurde und bei der sich auch die Kinder von den umliegenden Bauernhöfen einstellten. Unter diesen befand sich auch der etwa siebzehnjährige Kühberger Simmet, der Sohn des mit dem Pfahler verwandten Nachbarbauern. Er war ein hübscher, blondköpfiger, aber wegen seiner Streitsucht gemiedener Bursche.

Auch heute, in einer ziemlich rauhen Winternacht, schon gegen den Auswärts (Frühling) zu, hatten sich die Spinnerinnen und sonstige „Hoa'gäste“ beim Hockawanzl zusammengefunden. Der Kühberger Simmet hatte aus einer Kluft des Pfahles, wo gerade Material für die Glashütten gebrochen wurde, eine ungewöhnlich große grüne Eidechse aus ihrem Winterschlage aufgeschreckt und brachte das Tier, in seinem Hute verwahrt, in die Stube. Alles schrie laut auf, als er seine Beute zeigte. Die Eidechse schaute mit ihren großen dunklen Augen befremdet umher, machte jedoch keine Anstalt, sich aus ihrer Haft zu befreien. Die alte Großmutter aber sagte:

„Glei mach furt damit – dös is koa g'wöhnliche Eidechsen – im Winter gib't schon gar koa – dös is a – –, tua's weg, trag's wieder aussu zum Pfahl und drauf will i enk's erzähl'n, was i mir denk und was i sinn'.“

Simmet lachte über die Alte und erklärte, daß er das Tier behalten und zahm machen wolle. Wenn es nicht pariere, würde er es zu Tode martern.

Sidonie bat vergebens, der Vetter möge das arme Tierchen frei geben. Da machte Englmar wenig Federlesens; er riß dem Burschen den Hut mit dem Reptil aus der Hand und trug es, wie es die alte Hockawanzlin bestimmt, wieder zum nahen, an das Häuschen angrenzenden Pfahl hinaus.

Simmet machte zum bösen Spiel gute Miene; doch ärgerte es ihn, daß ihn der Häuslerbua vor den Anwesenden gedemütigt. Schon wollte er diesem nacheilen, aber die Alte hielt ihn mit Gewalt zurück, ihm vorstellend, wie froh er sein sollte, daß das gefährliche Tier aus seiner Hand wäre. Nachdem Englmar zurückgekommen und berichtet hatte, daß er die Eidechse in eine Felsenspalte gesetzt, worauf sie sofort unter hellem Pfiff verschwunden sei, sagte die alte Hockawanzlin wichtig:

„Wißt's, was dös für a Eidechsen g'wesen is? Nix anders war's als der böse Feind selm.“

Die Anwesenden schrien laut auf vor Entsetzen. Simmet allein lachte und meinte, wenn er das vorher gewußt hätte, würde er den Teufel nicht ohne ordentliches Lösegeld freigegeben haben; ein andermal, wenn er wieder im Pfahle so etwas finde, wollte er klüger sein. Und zu Englmar sich wendend, fuhr er drohend fort:

„Jedenfalls is dir die Eidechsen nöd g'schenkt!“

Aber die alte Hockawanzlin wies ihn zurecht und sagte, er wie die übrigen mögen wohl acht geben, was es mit einer solchen Eidechse für eine Bewandnis habe. Sie setzte sich in ihren Großmutterstuhl, die Jugend drängte an sie heran, die Mädchen ließen die schnurrenden Räder ruhen; alle horchten sie der Alten zu.

„Ös kennt's 'n Pfahl drauß,“ begann sie, „der sie wie 'r a Riesenmauer durch unsern Wald ziagt und nöd mit Unrecht „die Teufelsmauer“ g'hoßen wird, weil der böse Feind selm sei' Baumoaster g'wesen sein soll. Derthalben kimmt auf seine glatten Wänd' koa' Grashalm furt, weil er nöd Wurzel fassen kann, und die Leut zerbrechen si d' Köpf, wie der kahle

Gebirgsstroafen ans Tageslicht kömma is, da sunst überall in Berg und Tal im ganzen Wald auf 'm Stoa' der schönst' Fichtenboden liegt.“

Die gelehrten Leute, meinte die Alte, wußten allerlei davon zu sagen, aber das Volk habe auch eine Geschichte, wie der Felsenkamm entstanden sei, den man „Pfahl“ nennt, und diese Geschichte wolle sie jetzt erzählen.

Es war einmal vor vielen, vielen Jahren ein alter Ritter, dem das nahe gelegene Schloß Bernstorf gehörte und dessen einziger Sohn Berchtold hieß. Diesen wollte er mit der schönen Wolfsindis, der Tochter des Ritters von Kolmperg (nunmehr Kollenburg), verheiraten, denn Wolfsindis war ebenso tugendsam und fromm, als sie schön war, und galt als die Zierde aller Mädchen in der ganzen Gegend. Der junge Berchtold war ihr auch von Herzen zugetan und freute sich der Stunde, wo er sie als seine Hausfrau heimführen könne. Fast jeden Tag ritt er nach Kolmperg hinüber, denn die beiden Burgen lagen nicht weit voneinander. Die übrige Zeit brachte er im Walde zu als großer Liebhaber des Weidwerks, denn an Wild aller Art war damals in den Bergen kein Mangel.

Eines Tages hatte er sich, müde von der Jagd, an einen schönen grünen Hügel unter einen überhängenden Felsen gelegt, als ihn in der Einsamkeit und Stille, die im dichten Walde ringsum herrschte, der Schlaf überkam und er einen ganz seltsamen Traum hatte. Es war ihm, als wäre der Felsen, unter dem er lag, geöffnet und daraus käme ein seltsame Frauengestalt hervor; sie war groß und stattlich und von wunderbarer Schönheit. Sie hatte rote Wangen wie Kirschen und rote Lippen wie Erdbeeren und dunkle Augen, die wie Edelsteine funkelten; ihr Haar war aber nicht, wie das eines Menschen zu sein pflegt, schwarz oder blond oder braun, sondern schön dunkelgrün, wie das Laub an der Eiche ist. Sie hatte ein weites Gewand von weißem Bergflachs an, das wie Silber flimmerte; darüber trug sie einen Gürtel von rotem Gold, der war mit Rubinen und Amethysten wie mit Sternen besät. Auf dem Haupte aber hatte sie ein Krönlein, das war zackig und sah aus wie von Glas und Kristall. Die Frauengestalt nun, wie sie den schlafenden Berchtold sah, setzte sich neben ihn in das Gras und redete mit ihm.

„Fürchte dich nicht vor mir,“ sagte sie, „ich tue dir nichts zuleid und meine es gut mit dir!“ Dann fuhr sie ihm mit der Hand über die Stirne, und nun wußte er gar nicht mehr, wie ihm geschehen. Er schlief ganz fest fort und doch war ihm, als sei er wach und ging an der Hand der Frau und sie führe ihn durch den Felsen, tief, tief in die Erde hinab. Dort sah er einen großen, königlichen Palast, der war ganz von Kristall erbaut und stand auf einer schönen, grünen Wiese voll bunter Blumen, die Blumen aber waren lauter Edelsteine. Und es kam eine große Menge Frauen und Männer, die waren prächtig gekleidet und sangen Lieder, die Berchtold zwar nicht verstehen konnte, die aber gar süß, und lockend anzuhören waren. Dann führte ihn die Frau in den Palast selbst hinein und in einen großen Saal, wo alles von Gold und Lichtern funkelte, und indem sie auf einen Thron stieg, sagte sie: „Sieh, ich bin die Kristalkönigin, und das ist mein Reich! Ich teile es mit dir, wenn du willst, denn ich habe dich zu meinem Gemahl erkoren.“

Berchtold war hingerissen von der Schönheit der Königin, die aber küßte ihn auf die Augen und steckte ihm einen Ring mit einem blauen Stein an den Finger.

In diesem Augenblick war es Berchtold, als wenn er mit einem starken Ruck aus großer Höhe herabfiel, und wie er sich aufrichtete und besann, lag er unter dem überhängenden Felsen im Gras, wie er eingeschlafen war; durch die Bäume blitzte aber schon das Abendrot herein. Verwirrt sprang er auf und wunderte sich, wie er so lange zu schlafen und so absonderlich zu träumen vermocht. Da bemerkte er an seinem Finger den Ring, den ihm die Kristalkönigin gegeben – der Ring war wirklich da, es konnte also nicht alles ein Traum sein. Bestürzt und unruhig untersuchte Berchtold den Felsen, ob er nicht einen Eingang, eine Spalte entdecken könne, aber es war umsonst, und auch nicht die kleinste Ritze zu bemerken. Endlich machte er sich, in allerlei Gedanken vertieft, auf den Heimweg, denn für heute war es

schon zu spät, um noch nach Kolmperg hinüberzureiten, und so war es das erste Mal, daß die schöne Wolfsindis auf dem Erker des Schlosses ihn vergebens erwartete.

Das geschah aber von nun an öfter und öfter und zuletzt alle Tage, denn mit Berchtold war seit dem Traum im Walde eine große Veränderung vorgegangen. Er war finster und in sich gekehrt, wie er früher heiter und zutraulich gewesen, es war ihm am liebsten, allein zu sein, um seinen Gedanken nachhängen zu können. So oft es nur anging, schlich er sich in den Wald an die Stelle, wo er damals gelegen hatte. Dann zog er den Ring vom Finger, küßte ihn und sprach mit ihm, als wenn der Ring etwas davon verstünde, und sehnte sich, die schöne Kristallkönigin wiederzusehen. Er klopfte an den Felsen, rief sie mit allen ersinnlichen Schmeichelworten, und wenn alles nicht half, legte er sich nieder, um einzuschlafen, weil er dann hoffte, von ihr zu träumen. Aber auch das war ihm versagt und so härmte und grämte er sich ab und verkam sichtlich, so daß es allen auffiel und ihn mancher beredete. Er war aber verschwiegen und verriet nichts von dem, was in ihm vorging und mit ihm vorgegangen war. Am meisten schnitt sein Betragen der schönen Wolfsindis ins Herz, denn sie hatte ihn als ihren Bräutigam sehr lieb und weinte bittere Tränen, wenn sie zu Berchtolds Vater nach Bernstorf hinüberkam. Das tat sie nun oft, und beide trösteten dann einander in ihrer Verlassenheit, so gut es ging.

Eines Tages ging nun Berchtold wieder an seinen Lieblingsplatz im Walde und versuchte wieder alle Mittel, von denen er hoffte, daß sie die Kristallkönigin herbeiführen könnten. Wie alles vergeblich war, wurde er ungeduldig und stieß mit Unmut den Ring an der Hand fest an den Felsen, indem er rief: „Zerbrich, du schlechter Reif, wenn du sonst nichts kannst als mich an das erinnern, was ich doch verloren habe und nie wieder besitzen soll!“

Kaum hatte er aber den Stoß geführt, als sich der Felsen mit lautem Krachen öffnete und die ersehnte Gestalt in aller Schönheit und allem Glanz wie das erstemal vor ihm stand. Er war ganz außer sich vor Entzücken, und auch die Königin empfing ihn freundlich und mit Freude: „Wie lange hast du mich auf dich warten lassen,“ sagte sie mit holdseligem Lächeln. „Nach dem Gesetz, das über uns Geister herrscht, durfte ich dich nicht eher wiedersehen und dir auch keinen Wink geben, wenn ich dich nicht auf immer verlieren wollte. Darum mußte ich schweigen und warten, bis du selbst dahin kommen werdest, daß der Ring die Kraft hat, mich zu dir zu rufen.“ Sie setzten sich nun unter den Felsen ins grüne Gras und kosten und plauderten viel miteinander, und Berchtold dachte nicht entfernt mehr an die arme Wolfsindis.

Endlich sagte die Königin: „Meine Zeit ist um, ich muß nun wieder in mein Reich zurück und muß dich verlassen.“ Berchtold aber wollte sie nicht von sich lassen und bat sie, zu bleiben. „Ich kann nicht mehr leben ohne dich!“ rief er voll glühender Leidenschaft. „Gibt es denn kein Mittel, das mich auf immer mit dir vereinigen kann?“

Die Kristallkönigin lächelte noch viel schöner als zuvor und antwortete: „Wohl gibt es ein Mittel, aber es ist schwer und gefahrvoll. Du mußt aufhören, ein Mensch zu sein, und mußt einer der Unsern werden!“

„Wie kann ich das?“ rief der verblendete Berchtold hastig, obwohl es ihm bei diesen Worten unwillkürlich wie ein kalter Schauer über den Rücken rieselte.

„Das will ich dir sagen,“ flüsterte die Königin; „komm morgen wieder hierher. Sobald dann der Schatten jener Eiche auf diesen moosbewachsenen Stein fällt, zünde ein Feuer an und hebe den Stein empor. Du wirst unter ihm eine grüne Eidechse sitzen sehen, die nimm und stelle dich vor das Feuer, dann rufe dreimal mit lauter Stimme gegen den Felsen hin:

Königin im kristallinen Stein,
Mach' mich los vom Fleisch und Bein,
Deinesgleichen will ich sein!

Das drittemal wird die Eidechse in die Flamme und in derselben Minute öffnet sich der Berg, ich nahe dir an der Spitze aller meiner Getreuen und führe dich als Gemahl in mein Reich, um immer mit dir zuleben.“

„Und wie werde ich verwandelt sein?“ fragte Berchtold, in welchem Sorge und Begier miteinander kämpften.

„Du wirst Wasser für Blut in deinen Adern haben,“ sprach die Königin, „und wirst dich nicht mehr um das grämen, um was die Menschen Herzeleid haben, denn dann hast du keine Seele mehr. Willst du, mein Trauter?“

„Ich will!“ rief Berchtold und hielt ihr seine Hand zum Einschlagen hin; sie ergriff sie hastig und – war verschwunden.

Am andern Tage war Berchtold lange vor der bestimmten Stunde am Platze. Es war ihm, als ob die Sonne still stehe, denn der Schatten des Eichbaumes wollte nicht von der Stelle rücken; endlich, nach langem Harren, fiel er auf den moosigen Stein, und bald prasselte ein helles Feuer aus trockenem Reisig in die Höhe. Berchtold hob den Stein – die grüne Eidechse saß darunter und sah ihn wie mit feurigen Augen an, aber sie rührte sich nicht und ließ sich ruhig ergreifen. Nun trat er vor das Feuer hin und begann den Zauberspruch. Zweimal hatte er ihn schon mit lauter Stimme gegen den Felsen hin gesprochen, schon wollte er ihn zum dritten Male beginnen und die Eidechse ins Feuer werfen, da rief von ferne eine Stimme laut und ängstlich aus dem Gebüsch: „Halt ein! Im Namen Gottes, Berchtold – halt ein!“

Auf diesen Ruf ertönte ein wilder, gellender Schmerzensschrei aus dem Felsen, das Feuer schlug unbändig bis über die Bäume empor und fuhr am Boden durch die Gegend hin wie eine flammende Windsbraut. Die Eidechse in Berchtolds Hand aber war eine große Schlange geworden, die sich wild bäumte und zischte. Berchtold selber lag wie tot da.

Einen Augenblick später war alles ruhig. Der Himmel war wieder heiter, die Bäume grün wie zuvor, und neben dem leblosen Berchtold kniete die treue Wolfsindis und bemühte sich, ihn ins Leben zurückzubringen. Sie war es gewesen, deren frommer und liebevoller Zuruf den Zauber zerstört hatte. Es war ihr aufgefallen, daß Berchtold immer allein und immer in den nämlichen Teil des Waldes zu jagen ging; sie hatte sich darum vorgenommen, ihn zu belauschen, und so war sie gerade im rechten Augenblick gekommen, ihren Geliebten vom Untergang zu retten.

Berchtold lag in heftigem Fieber und kam erst nach Monaten wieder zur Besinnung und Gesundheit. Wolfsindis pflegte ihn emsig und treu, aber seine Seele, die einmal im Banne der Geister gewesen, blieb zerstört. Er bedurfte vieler Jahre, bis er wieder ganz ruhig wurde; den alten Frohmut fand er nicht wieder. Er heiratete die gute Wolfsindis, liebte und ehrte sie und ward ein alter Mann – aber seine Stelle, wo er begraben liegt, kann niemand sagen. Auf den Grabsteinen in der alten Kapelle standen die Namen seines ganzes Geschlechtes, den seinigen hat man nirgends gefunden, und es ging das Gerede, daß er gar nicht gestorben sei, sondern daß die Kristallkönigin doch noch einmal Gewalt über ihn gewonnen, ihn wieder jung gemacht und ihn in ihr Reich geführt habe, zu ihren Geistern, die keine Seele haben. An der Stelle aber, wo sie ihm zuerst erschienen, war alles öde geworden. Riesenhafte Kristallfelsen ragten in die Höhe statt der grünen Baumwipfel, und so weit sich das Feuer wie eine Schlange auf dem Boden forterstreckt hatte, war alles Leben verschwunden und die Erde zu Kristall zusammengeschmolzen.

Und so sagen die Leute, ist der „Pfahl“ entstanden. (Frei nach H. Schmidts Sagen vom Bayerwald.)

„Und warum kannt denn dei' Eidechsen nöd aa'r aa so a verzaubertes Vieh g'wesen sein?“ wandte sich die Erzählerin jetzt an Simmet. „Mei' Bua, laß künfti dös kriechet Zeug in Fried; ma' woäß nöd, was oft passiert.“

„Geht's zua, Ahnl,“ erwiderte Simmet lachend. „Ös glaubt's ja selm nöd dran. Was's da erzählt habt's, 's is ja grad a Mandl. Warum soll der Pfahl a Teufelswerk sein? Bringa uns seine Stoa' so viel Nutzen!“

„Dös is koa' Hindernis,“ meinte die Alte. „Was der böse Feind Schlecht's schafft, wend't oft a guate Macht wieder zum Besten. Grad so is's aa beim Menschen. Dierweil (während)

oana den andern z'grund richten will, verhilft er eam oft zu an' Glück, dös er eam am wenigsten vermoant hat.“

„No', so wend' si leicht mei' Wunsch aa zum Besten. I möcht'n Englmar g'höri beuteln, weil er mir mein Huat so grob aus der Hand g'rissen und mei' Eidechsel auslassen hat.“

„So muaßt es halt probiern!“ rief Englmar, sich breitspurig vor den Bauernsohn hinstellend.

„Mach, daß d' weiterkimmst, Simmet!“ rief jetzt Sidonie, sich zwischen die beiden drängend. „Du böser Bua, du! Wo du bist, gibt's allemal an' Streit.“

„O je,“ lachte Simmet, „s pinket (narbenbedeckte) Basl will si gar ins Mittel legen z'wegen dem Hüatabuam. Natürli, du muaßt ja an an Teufel glaub'n; er hat ja auf dein' G'sicht Erbsen droschen.“

Diese verletzenden, auf die Blatternarben in Sidoniens Gesicht anspielenden Worte waren kaum gesprochen, als Simmet sich von Englmar am Kragen gepackt fühlte und zur Tür gezerrt wurde. Ein Stoß, und er lag vor derselben. Mit drohenden Schimpfworten entfernte er sich, wogegen die in der Stube Zurückgebliebenen laut lachten und sich über die Simmet zuteil gewordene Lekiton freuten.

Sidonie allein blieb mißgestimmt und weinte. Des Veters Rede schmerzte sie.

„Was kann i dafür,“ sagte sie zu der alten Frau, „daß mi unser Herrgott so g'straft und mei' G'sicht so verunstalt' hat.“

„Mei', dumm's Hascherl!“ erwiderte die Alte, „warum denn nöd gar a Straf? In etli Jahrln bist so schön, wie dei' Muatta seli g'wesen is. Und i moan schier, der Simmet wird der Erst' sei', der dös sagt.“

Das Mädchen verstand die Alte nicht, wohl aber die anwesenden Spinnerinnen, die sich vielsagend zunickten. Und noch jemand glaubte die alte Großmutter zu verstehen. Englmar.

„Ja, ja,“ dachte er bei sich, „er is a Bauernsohn und därf amal um d' Sidonie freien, wenn's 'n halt mag. Wenn i nur wüßt', wie i recht reich wäret? Nacha wüßt' i aa, was i taat!“

Und er sagte zur Großmutter: „Ahn! erzähl uns no' ebb's – gibt's im Pfahl koan Schatz z'heb'n?“

„Mei' ja,“ erwiderte die Alte, „da woaß ma' gar viel zum Erzählen. Vergrabne Schätz gibt's gnua in unserer Gegend, aber 's Finden is halt d' Hauptsach. Freili gibt's a Mittel, aber für an' Christenmenschen is dös nixi.“

„Wohl a Wünschelruten?“ sondierte Englmar.

„Scho' no' ebbs,“ entgegnete die Alte. „Hört's zua!“

Und sie erzählte die Sage vom nahen Gossenstein.

Zunächst oben auf der Kante des nahen Distelberges liegt von vielhundertjährigen Bäumen umgeben und in dichtem Gestrüpp versteckt eine große flache Felsenspalte. Gestrüpp und Bäume lassen den Blick dessen, der die Platte erklimmen hat, kaum zwölf Schritte weit dringen. Das aber ist nicht immer so, denn wenn man sich dort einfindet, während der Pfarrer von Viechtach bei der Fronleichnamprozession das erste Evangelium singt, da sieht man mit einem Male auf den Marktplatz und in die Gassen von Viechtach hinunter, das doch über eine Stunde von Gossenstein entfernt ist und so tief liegt, daß man es gar nicht sehen kann, wenn alles mit rechten Dingen zugeht.

Wer dann den Mut hat, dem ist in dieser Stunde die Macht gegeben, den bösen Feind zu rufen und ihn zu zwingen, daß er ihm einen Platz zeige, wo ein Schatz vergraben liegt von Gold- und Silberstücken aus alter Zeit. Aber Mut allein reicht nicht aus. Der, welcher auf diese Weise mit des Teufels Hilfe den Schatz heben will, darf an diesem Tage noch von keiner Christenseele angesprochen worden sein oder eine solche angesprochen haben. Das hat in alten Tagen eine unfrome Bäurin, die auf dem Sedlhofe saß, wiederholt erfahren müssen, denn so oft sie sich am Prangtag (Fronleichnamstag) nach dem Gossenstein auf den Weg gemacht, da ist ihr immer bald ein Kind, bald ein alter Bettler mitten im unwegsamen Wald begegnet und hat ihr den Gruß geboten: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und mit dem Schatzheben war's für dieses Jahr vorbei. Wer ihr aber den Gruß geboten, das soll ihr

Schutzengel gewesen sein, der ihre Seele vor dem Verderben bewahrt. (Frei nach C.A. Regnets im Morgenblatte der Bayerischen Zeitung 1863 mitgeteilten Volkssagen aus dem Bayerischen Walde.)

„Und sitta der Sedlhoferin hat's no' koa Mensch probiert?“ fragte Englmar. „Wie oft bin i scho auf'n Gossenstoa' g'stieg'n, aber halt nöd am Prangtag.“

Er schwieg. Aber blitzartig war ein Gedanke durch sein Gehirn gezuckt. Mit großen Augen starrte er vor sich hin.

Niemand achtete seiner als die neben ihm sitzende Sidonie. Sie fragte ihn nach einer Weile:

„Englmari, an was denkst denn?“

Dieser schreckte auf und antwortete errötend:

„An nix – an gar nix!“

Aber das Mädchen sah ihn wie flehend an und sagte:

„Gel, am naachstn Prangtag genga ma auf Englmar auffi zum Englmarisuacha?“

„Zum Englmarisuacha? Ja – ja – i wollt', die Zeit waar scho' da,“ entgegnete er zerstreut.

„Sie kimmt, sie kimmt!“ rief die Alte, welche die Zwiesprache der jungen Leute gehört. „Mei' liawe Zeit, i möcht's festhalten und ös wünscht's es vorbei und hintri. Ja, ja, dös is halt d' Jugend. Aber für heunt is mei' Zeit aa um. Geht's hoam iatz, Leut'In, mit Gott, und allen a ruahsamen Nacht!“

Damit war die Kunkelstube beendet; man verabschiedete sich allgemein. Englmar geleitete Sidonie bis zur Gred hinaus. Dort fragte sie ihn nochmals leise:

„Sag, an was d' denkt hast?“

„An nix!“ behauptete der Bub wieder. „Guat Nacht, Sidonie!“

Er sah ihre dunklen Augen auf sich gerichtet, forschend, vorwurfsvoll. Er fühlte, sie hatte ihn durchschaut.

Er sah ihr nach, bis sie in ihrem Hause verschwunden, dann kehrte er in die Stube zurück, betete mit der Großmutter die Abendandacht und legte sich auf sein einfaches Lager. Er träumte von Eidechsen und anderem Ungetüm, so daß er öfter laut aufschrie und erwachte. Die Großmutter empfahl ihm an, die wüsten Träume hinwegzubeten. Aber die wüsten Gedanken hatten nun einmal sein Hirn umspinnen und so sah er sich nun auch im wachen Traume auf der Platte des Gossensteines.

II.

Der „Lanks“ (Lenz) hatte im prächtigen Aitnachtale seinen Einzug gehalten. Der Bayerwald birgt in seinem Innern wohl zahllose, von herrlichen Forsten umschlossene grüne Täler, zu den denkbar schönsten und fruchtbarsten zählt jedoch das von den Ausläufern des Hirschensteingebirges und der Ödenwieser Hochwaldung, sowie von dem Pfahlrücken umschlossene, weite Aitnachtal, das von dem gleichnamigen Waldbache in mehreren Windungen durchrauscht und mit vielen von Obstgärten umgebenen Ortschaften und Einödhöfen bedeckt ist, welche die Gemeinden von Kirchaitnach und Allersdorf bilden.

Auf den üppig grünen Wiesen zu beiden Seiten des mit Erlen eingefassten Baches blühen in üppigster Fülle die buntfarbigsten Blumen, vorzugsweise die rote, traubenähnliche Pechnelke und das Vergißmeinnicht; Schmetterlinge, Bienen und Käfer huschen darüber hin, und hoch in den Lüften jubiliert die Lerche. Die Obstbäume in den Dörfern und Höfen sind in voller Blüte, auf den fichtenbestockten Forsten und Bergen spielt ein bläulicher Duft, und über die ganze Landschaft breitet sich ein tiefblauer Himmel. Mild strahlte die Maisonne herab, als wollte sie die ganze Welt beglücken und nur fröhliche Menschen bescheinen. Sie waren auch fröhlich, denn allerseits hörte man neben den hellen Glocken des in den Birkenbergen weidenden Viehes die frohen Gesänge der Hirten, welche von Berg zu Berg in dem hier üblichen Wechselgesange grüßten.

Nur einer dieser Hirten, am Abhange des Pfahlrückens zunächst einer Eichenwaldung seine Herde weidend, stimmte nicht mit ein in die allgemeine Freude. Es war Englmar, der Enkel der Hockawanzlin. Er saß auf einem Felsblock und schnitt sich aus frischen Zweigen sogenannte Fellapfeifen, auf denen er dann, nur für sich hörbar, unbestimmte, träumerische Weisen piff, die ihn hinübergeleiteten in das Fabelreich, und er gedachte dann, selbst unter einem Felsen des Pfahles sitzend, oft der Erzählungen seiner Großmutter, insbesondere jener von dem schönen Fräulein, das grüne Haare und Wasser statt Blut in den Adern hatte und in einem Garten wohnte, dessen Blumen aus Edelsteinen bestanden. Und so oft er eine große Eidechse den Fels hinabklettern sah, die nicht sonderlich eilte, sich zu bergen, glaubte er die verzauberte Schlange vor sich zu haben, und er bekreuzte sich unwillkürlich. Aber dann mußte er wieder über sich selbst lachen, - war er doch kein Rittersmann wie Berchtold von Bernstorff, sondern ein armer Hüterbua, um den sich wohl ein so vornehmes Fräulein wie die Kristallkönigin wenig kümmerte. Wer sollte sich überhaupt nach ihm sehnen, nach ihm, dem armen Buben!

Ein Gefühl der Bitterkeit durchschnitt sein Herz; er war unzufrieden mit seinem Lose. Dieses Los war, seinerzeit Inhäusler des Pfahlbauern zu werden, als welcher schon jetzt von vielen der Kühberger Simmet bezeichnet wurde. Wenn dieser einmal des Pfahlbauern Tochter Sidonie heiraten würde, könnten die beiden nachbarlichen Höfe in einen einzigen vereinigt werden und im ganzen Bayernwalde war dann an Umfang kein größeres Bauerngut aufzuweisen. Und er, Englmar, sollte gleich seinem alten Vater der Sklave des Bauern auf Lebzeiten bleiben, vielleicht derjenige Simmets, mit welchem er von jeher in Feindschaft gelebt und der ihn schon jetzt bei jeder Gelegenheit seinen Hochmut fühlen ließ, über den er sich zwar jetzt noch rechtschaffen wagte, der aber doch seinerzeit sein Herr werden konnte.

So war jüngst der hochmütige Simmet den Pfahl entlang gekommen. Er hatte wieder, wie damals in der Rockenstube, eine große, schöne, grüne Eidechse in seinem Hute und verlangte von Englmar, daß ihm dieser das Sprüchlein hersage, welches man sprechen müsse, ehe man die Eidechse ins Feuer werfe. Zugleich befahl er dem Buben, umherliegendes Reisig zu sammeln und das Feuer anzuzünden. Er wollte die Probe in jedem Falle machen. Englmar weigerte das eine wie das andere, und als Simmet sich anschickte, es selbst zu tun, duldete es der Hüterbub nicht, daß er auf des Pfahlers Grund nach Belieben schalte. Da kam es denn wieder wie so oft zu hitzigen Erörterungen, bis schließlich Englmar von seiner Peitsche Gebrauch machte, die Eidechse in Freiheit setzte und den höhmütigen, aber feigen Bauernsohn davonjagte.

„Anstatt der Eidechsen werd' i di amal schinden; wart nur, es kimmt scho' die Zeit!“ drohte ihm der Flüchtling. Er sah sich jedenfalls schon als künftigen Besitzer des Pfahlbauernhofes, und möglich war das ja, selbst wenn Sidonie jetzt noch deutliche Abneigung gegen den Vetter zeigte. Bei den Bauern wird oft wenig nach der Neigung des Herzens gefragt, wie bei den Töchtern der Fürsten. Der Vorteil den eine Heirat bringt, ist hier allein maßgebend.

Solcherlei Gedanken verbitterten oft Englmars jugendliches Herz. Er konnte zwar niemals daran denken sich der Tochter seines Bauern anders wie als Knecht zu nahen, aber das schloß nicht aus, daß er sich in seinem Innern mit Träumen herumtrug, die er oft stundenlang fortspann und sich auf solche Weise manch glückliche Stunde verschaffte.

Es war die Schulkamerädin, deren Bild ihn in solch wachen Träumen umgaukelte. Und dann pflückte er am Saume des Birkenberges einen Buschen feurig roter Nelken oder am Rinnsal eines Wässerleins die himmelblauen Vergißmeinnicht oder rosa Heckenröslein, um sie dem Mädchen durchs Fenster in die Stube zu werfen, wenn er abends seine Herde zum Hofe trieb und an dem Brunnen tränken ließ, welcher sich gerade vor dem Fenster von des Bauern Wohnstube befand. Jedesmal dankte ihm dann Sidonie in gewohnter, freundlicher Weise und freute sich des Geschenkes, das aus der Hand des armen Buben kam. Das waren glückliche Augenblicke für Englmar. In Erinnerung an die freundlichen Worte Sidonies

schwelgte er dann und wünschte nichts sehnlicher, als sich in irgend einer Weise für das Mädchen opfern zu dürfen.

So träumte und sinnierte er auch heute wieder und flocht aus roten Heckenrosen einen kleinen Kranz. Da stand ganz unvermutet, eine kleine Sichel in der Hand, Sidonie vor ihm.

„Englmari, schlafst?“ fragte sie ihn.

Der Gefragte schnellte blitzartig in die Höhe, lüpfte seine Zipfelkappe und erwiderte:

„Beilei – Sidonie – i wer’ geh schlafen? Muaß ja aufs Vieh aufschau’n. An’ Kranz hon i g’flochten und über ebbas nachg’oahrnt (nachgedacht).“

„I moan, i woäß ’s über was,“ versetzte das Mädchen.

Der Bub wurde brennrot. Sollte Sidonie seine Gedanken erraten haben?

„Was moanst?“ fragte er verlegen.

„Morg’n is der Prangtag. Du hast oft scho’ g’sagt, du möchst amal recht reich wer’n, damals, wie dei’ Ahnl dös Mandl erzählt hat vom Gossenstoa’ –,

„Vom Gossenstoa’,“ rief Englmar. „Da drauf hon i meiner Seel ganz vergessen.“ Und während er dies sagte, blickte er prüfend zum nahen Distelberge hinüber, auf dem sich der Gossenstein befindet.

„No’, nacha is’s scho’ recht!“ antwortete das Mädchen, sichtlich beruhigt. „Red’ ma nöd weiter davon. Der Grund, warum i kömma bin, is, dir z’sag’n, du sollst kloane Asteln von die Eichen schneiden. Wir fahr’n morg’n zum Englmarifest und der Vater will, daß unser Wagen und unsere Roß schön ziert san. Du därfst scho’ aa mit zum Fest; ’s Vieh bleibt morg’n im Stall, hat der Vater g’sagt.“

„Da geh i freili gern mit,“ meinte Englmar, „schon mein’ Namenspatron z’ Ehren. Asteln sollst haben, so viel d’ willst.“

Er kletterte flink auf eine in der Höhe stehende Eiche und hieb mit der Sichel kleine Zweiglein vom Baume, welche das untenstehende Mädchen auf einen Haufen zusammentrug. Nachdem sie genug davon gesammelt, hieß Sidonie den Buben wieder herabklettern. Dieser aber machte es kürzer; er sprang von ziemlicher Höhe frischweg herab, so daß das Mädchen vor Angst, er könnte sich wehe tun, laut aufschrie.

„Aber, Englmari,“ sagte es verweisend, „denkst denn gar nöd, daß d’ dir an Fuß brechen kannst? Und i waar dran schuld.“

„Zweg’n dir brechet i mir’s Kreuz aa, wenn’s sein müaßt –“

„Es muaß aber nöd sein,“ unterbrach ihn das Mädchen. „I hätt’ koa’ ruhige Stund mehr, wenn so ebbas passiert. Woäß denn nimmer, wie’s d’ mir amal versprochen hast – damals, wie ma die Kupfernatter hat naufspringa woll’n und du mi davon befreit hast, – du willst mi b’schützen dei’ ganz’s Leben lang. Wie kannst mi denn b’schützen, wenn dir a Unglück passiert?“

„Ja, ja,“ entgegnete Englmar, „freili b’schütz i di, so lang i’s därf.“

„Därfst denn dös nöd alleweil?“

„I glaub nöd. I bin und bleib halt an arma Häuslersbua, und du – du wirst amal mei’ Bäurin – und –“

„Ah so moanst? Ja, ja, schad is’s scho’, daß du koa’ Großbauernbua bist –“

Sidonie brach plötzlich ab. Sie errötete über ihre eigenen Worte.

„Magst den Rosenkranz?“ fragte jetzt der Bub, denselben vom Baumstumpf nehmend, auf den er ihn gelegt.

„Freili mag i’n! Wie schö’ der is! Da wär’s mir bald liaba, i därfst morg’n pranga.“

Sie nahm ihr Kopftuch ab und setzte sich den Kranz auf.

„Jeß, Sidonie, aber der macht die schö’!“ rief Englmar bewundernd und erfreut.

„Schö’?“ lachte sie. „I bleib die pinket Gredl, so lang i leb.“

„Nöd wahr is’s! Mir g’fallst – und –“

„Sidonie!“ rief jetzt die Stimme des Pfahlbauern.

„Hü – uf!“ antwortete die Gerufene singend. „Aha, der Vata kimmt und hilft mir d’ Asteln hoamtrag’n.“

Der Bauer war auch schon zur Stelle.

„Ja, Deandl, du prangst ja heunt scho’!“ rief er lachend. „So g’fallst mir scho’ besser als mit ’n Kopftüachl.“

„Der Englmar hat mir den Kranz g’flochten,“ ereiferte sie sich zu berichten. „Und Asteln hat er mir a’ g’schnid’n grad gnua, und vom Baam is er g’sprunga wie’r an Oachkatzl.“

„No’, nach kann er glei’ no’mal auf d’ Höh springa vor Freud, denn von iatz ab is er ang’sstellt als dritter Kned (Knecht).“

„Juche!“ rief Englmar und sprang – nicht in die Höhe, wohl aber auf den Bauer zu, ihm mit einem „Vergelt’s Gott!“ dankend die Hand zu geben.

„No’, die Freud, die mein’ Vater haben wird, und d’ Ahnl erst!“ rief er dann.

„Siehgst, iatz bist scho’ am Weg zum Reichtum,“ meinte Sidonie naiv.

„Wieso dös?“ fragte der Bauer. „Ah so – ja, ja – a Bauernkned is alleweil a Herr z’geg’n an Hüattabuam. Bleib nur brav und fleißi, ’s ander macht si’ schon von selm. Nimm d’ Asteln, Sidonie, ins Fürta (Schurz), i werd aa’r an Arm voll hoamtrag’n.“ und zu Englmar sich wendend, fuhr er fort: „I laß di glei’ ablösen durch an andern Hüatta. Wenn’s d’ hoamkimmst, kriegst schon a Geldei von mir, daß d’ morgen aa’r a Zehrung macha kannst in Englmar ob’n.“

„Pfüt die Gott!“ rief ihm das Mädchen zu, als es sich mit dem Vater entfernte. Es hatte noch immer den Rosenkranz im dunklen Haar.

Im Häuschen des Hockawanzl war große Freude, als Englmar abends die Nachricht von seiner Erhebung brachte. Der Vater, welcher soeben daran war, Brisil (Brasiltabak) zu reiben, hielt in seiner Arbeit inne, schnupfte den Rest aus seinem Schmalzlergläschen und rief in echtem „Veidadialekt“ (Viechtacher Dialekt):

„No’ eizet (jetzt) da schau her, sched (nur) glei’ kimm her und laß die streicheln! Wenn’s d’ so furtmachst, bringst es z’ hoanzlings (nach und nach) zum Oberkned!“

Die Großmutter aber blickte mit besonderer Freude auf den Kronentaler, den ihr der Enkel zum Verwahren in seine Sparbüchse einhändigte.

„Heunt und morg’n san Glückstag,“ sagte sie, als sie dann vors Haus trat, um sich auf der Gredbank niederzulassen. „Schaug nur hin zu die Berg, ’s is, wie wenn a Teppich aus Rosen und Veigerln drüber ausbreit’ wär, und der Himmi glantz wie lauter Gold. Hörst es läuten, die groß’ Glocken von Veida (Viechtach) und die andern Glöckeln alle rings ummatum? I moan schier, i hör d’ Engl singa, wie’s unsern Herrgott a Hofrecht bringa zum morgigen Prangatag (Fronleichnam).“

Ihr Blick blieb jetzt auf dem in wunderbaren Duft gehüllten Distelberg haften, und mehr für sich, als zu ihrem Enkel, sagte sie:

„Ma’ braucht nöd erst zum Gossenstoa’ auffiz’steig’n, um z’wissen, wo’s an Schatz gibt. Wer Augen hat, siehgt’n a so, er därf sched auffischaug’n zum Himmel, wenn er so wunderschö’ glantz wie heunt. Dös is die brennat Liab, dö kimmt vom Himmi, und d’ Liab und ’s Gottvertrauen is der best’ Reichtum, fürs Alter wie für d’ Jugend.“

Englmar blickte ebenfalls nach dem Gossenstein. Er hörte nur halb, was die Alte sprach; nur daß morgen ein Glückstag sei, das hatte er erfaßt. Einmal im Glück, ward er nach mehr begehrllich. Sidonies Worte: „Schad is’s scho’, daß d’ koa Großbauernbua bist!“ klangen ihm noch in den Ohren.

„Probiern könnt’ i’s ja!“ meinte er, als er im Bette lag.

Er hatte seinen Angehörigen gesagt, er würde, sobald er im Hofe seine Arbeit beendet, in aller Frühe nach Englmar gehen. In Wahrheit aber war sein ganzes Sinnen auf den Gossenstein gerichtet. Er wollte sich morgen Gewißheit verschaffen, ob die Sage von demselben ein Märchen oder Wirklichkeit sei. Er bildetet sich ein, er bedürfe eines Schatzes, um das Glück zu gewinnen, das ihm als das höchste auf dieser Erde erschien – Sidonie.

III.

Es war eine kurze Rast, deren der aufgeregte Bursche fähig. Es mochte ungefähr drei Uhr sein, als er sich andern Morgens aus dem Hause schlich. Am Himmel strahlten die Sterne in schon erlöschendem Glanze, denn am östlichen Horizonte zeigten sich bereits die ersten Vorboten des neuen Tages. Englmar eilte, so rasch er es vermochte, dem „Bayerweg“ zu. So wird die alte Kriegs- und Handelsstraße genannt, welche von der Donau über Englmar und Viechtach nach Böhmen führt und von alters her eine der wenigen Verbindungen im Böhmerwalde war. Nach Überschreitung dieses Weges konnte Englmar erst sicher sein, niemand mehr zu begegnen, da er sich dann in den Waldungen des Distelberges verstecken und so lange dort verweilen konnte, bis es Zeit zum Aufstiege auf die Gossensteinplatte wäre. Ein paarmal blieb er stehen und war unschlüssig, ob er weitergehen oder umkehren solle. Eine innere Stimme sagte ihm, er möge ablassen von solch sündhaftem Beginnen, dann aber stand wieder der hochmütige Simmet vor seinem Geiste, er sah ihn als Gebieter auf dem Pfahlbauernhofe, sah, wie er Sidonie zum Altare führte und ihm und seinem Vater das Leben sauer machte, und es trieb ihn wieder vorwärts.

„Wenn's nöd sein soll, so kann mir ja aa mei' Schutzgeist in 'n Weg kömma wie der Sedlhofbäurin, a Bedlmo' oder a Kind –“ dachte er. „Aber i verhoff', daß die ganz G'schicht vom Gossensto' aa nix anders is als a Sagmandl, so guat wie die vom Pfahl – no', probieren kann i's ja – 's Probieren bringt koan Schaden.“

In solch hin und her schwankenden Gedanken hatte er den Bayerweg erreicht. Wo derselbe über eine Einsenkung des Pfahlrückens führt, befindet sich die Antoni-Kapelle, neben welcher unter anderen Totenbrettern auch jenes von Englmars Mutter aufgepflanzt war. Er hatte niemals diese Stelle überschritten, ohne für die Seele der Verstorbenen ein Vaterunser zu beten, und so zwang ihn auch jetzt ein unerklärliches Gefühl, sich auch heute dem geweihten Orte zu nahen.

Da – war es Täuschung oder Wirklichkeit – sah er auf dem Betschemel vor der Kapelle jemand sitzen. Im Morgenrauen erkannte er vor sich einen Bettler mit einem Stelzfuß. Lange, graue Haare bedeckten dessen Kopf, und ein dichter weißer Vollbart fiel auf seine Brust hernieder. Mit großen Augen blickte der Mann den erschrockenen Burschen an, der einen Schritt zurückgeprallt war.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der Alte.

„In Ewigkeit – Amen!“ erwiderte der Bursche nicht ohne ein gewisses Grauen. Er dachte an den Bettler, welcher der Sedlhofbäuerin begegnet. War dies nun wirklich ein solcher oder ebenfalls eine übernatürliche Erscheinung? War es –

Er konnte nicht länger darüber nachgrübeln, denn der Alte begann jetzt mit etwas schnarrender Stimme:

„Gell, i nimm dir 'n Platz da weg? Du willst dei' Morgenandacht da verrichten? I will nöd stören; i muaß furt, sunst kimm i z'spat.“

„Woaus denn?“ fragte der Bursche.

„Zum Englmarifest hatschl' i auffi; 's geht halt langsam bei mir, hon nur an oanzigen Fuaß und der taugt nöd viel. Wie weit is denn auffi auf Englmar?“

„Guatding zwoa gradelte Stund!“ berichtete Englmar.

„Ja, ja gradelte –“ lachte der alte Mann; „wenn's junge g'sunde Fuaß san, da mag's schon sein, aber i werd' scho viere braucha. Wenn i nur nöd z'spat kimm zum Kirchgang; dös is mei' beste Stund heunt. Hintnach bedeut's mi nimmer viel. Magst mir nöd auf mein Fuaß helfa – unser Herrgott wird dir's danken.“

Er machte Anstalten, sich zu erheben, und der junge Bursche half ihm dabei. Als der Mann seine zwei Krücken unter dem Arm hatte, sagte er:

„Vergelt's Gott tausendmal! Und iatz hätt' i no' a kloane Bitt: schenk mir a kloanes Almosen – du bist a frumm's und a jungherrli's Bluat – an' erste Gab von dir wird mir Glück bringa für'n ganzen Tag.“

Englmar besann sich nicht lange, er griff in die Tasche und nahm ein halbes Guldenstück heraus, die Hälfte des Geldes, welches er zu sich gesteckt.

„Da habt's alles, was i Enk geb'n kann,“ sagte er, ihm das Geldstück hinreichend.

„Na, na, dös is z'viel!“ rief der Alte, dasselbe besehend.

„Es is nöd z'viel; b'halt's es nur – aa mir hat Enka Begegna a Glück bracht, denn –“ Er sprach nicht weiter. Es war ihm ganz eigentümlich zumute, er konnte sich der Tränen nicht erwehren, die über seine Wangen herabrollten.

Der Alte schien das nicht zu bemerken.

„No', so b'halt i's halt,“ sagte er. „I werd' dir's vergelten auf an andere Art. Magst mir nöd sag'n, wer's d' bist?“

Englmar nannte ihm seinen Namen und sein Haus.

„So woäß i's, für wen i bet,“ sagte der alte Mann. „Grad heunt, am Fest von dein' Namenspatron, hat mei' Gebet für die a b'sundere Kraft; es wird dir an Segen bringa. Pfüat die Gott iatz – nomals: Vergelt's Gott tausendmal!“

Der Bettler hinkte von dannen. Englmar sah ihm nach, bis er seinen Blicken entschwunden, dann kniete er auf den Schemel nieder. Es war ihm so andächtig zumute wie noch nie.

Von allen Seiten erdröhnten jetzt Böllerschüsse, den festlichen Tag zu verkünden. Im nahen Walde sang die Drossel ihr Morgenlied, und heller und heller ward es am Himmel. Aber auch im Geiste des Burschen wurde es heller. Er errötete jetzt, wenn er an sein einfältiges Beginnen dachte, und rasch faßte er den Entschluß, ebenfalls nach Englmar zum Feste zu gehen.

So eilte er vor allem nach Hause, um sich neuerdings ein Zehrgeld zu holen. Dort traf er seinen Vater schon im Sonntagsstaat. Dieser hatte über die Abwesenheit seines Sohnes nicht weiter nachgedacht, er glaubte ihn im Stalle des Bauern oder sonst irgendwo beschäftigt und freute sich, als ihm der Sohn die Absicht kund gab, gemeinsam mit ihm nach Englmar zu gehen.

Im Hofe wurden bereits auch Vorkehrungen zur Abfahrt des Bauern und seiner Tochter auf dem mit Eichenlaub geschmückten Wagen getroffen. Englmar eilte hinzu und half dem Oberknecht die Pferde einschirren, was dem Pfahlbauern wohlgefiel. Ein freundliches Lächeln Sidoniens aber war sein schönster Lohn. Sie hatte an ihrer Brust einen Teil der Heckenrosen stecken, welche er ihr gestern gegeben.

„I kauf' dir dafür schon an Buschen auf dein Huat heunt in Englmar,“ sagte sie zu ihm, als er ihr beim Einsteigen behilflich war, und beim Abfahren grüßte sie nochmals zu ihm zurück.

Englmar hätte aufjauchzen mögen vor Freude. Der Segen des alten Bettlers schien schon seine Wirkung zu tun, und frohen Mutes machte nun auch er sich mit seinem Vater auf den Weg, welchen sie bei dem fortwährenden Anstiege des Geländes wohl in der gleichen Zeit zurückzulegen imstande waren, wie dies das Fuhrwerk des Bauern vermochte.

Der Bayerweg ist von hohem historischem Interesse. Zunächst desselben standen einst die stolzen Burgen der Degenberger, Kolmperger und Nußberger, der Häupter des Böckler- und Löwlerbundes, jener Unzufriedenen, welche sich gegen ihren Herzog, Albrecht IV., erhoben hatten und denen sich sogar des Herzogs eigener Bruder, der unruhige Christoph, angeschlossen hatte. Albrecht aber brach die stolzen Burgen der Löwenritter und demütigte die aufrührerischen Vasallen. Nur noch als sagen- und efeuumrankte Ruinen ragen die alten Felsen aus den dunklen Nadelwäldungen hervor, und unbehelligt ist heute der einst von den „ritterlichen Wegelagerern“ so bedroht gewesene Verkehr über das Gebirge zum und vom Viechtenreiche. Frei von den ihn schwer bedrückenden Lasten sitzt jetzt der Bauer auf seiner Hube und darf sich in Frieden der Früchte seines Fleißes erfreuen. Nimmer zerstampfen die Rosse der übermütigen ritterlichen Dienstmänner seine Fluren, er selbst ist der Herr, und der Name „Bauer“ gilt heute als ein Ehrentitel.

Das merkte man, als der Pfahler mit seinem stolzen Gespann bergan fuhr. Alle Hüte der Wanderer wurden vor ihm gezogen und allerseits ward ihm ein „Guat'n Morgen, Bauer!“ zugerufen.

Es war ein goldener Maientag; die ganze Natur schien sich in ein Festgewand gehüllt zu haben. Da grünte und blühte es zu beiden Seiten des Weges, dazu ein Zirpen und Summen, ein Hasten und Fliegen. Bald führte der Weg wieder durch einen Wald voll herrlichster Eichen und Buchen, ein hundertfältiger Gesang der gefiederten Sänger erfreute den Wanderer, dazwischen ertönten von fernher und in der Nähe Glockentöne und Böllerschüsse, namentlich summte die große Glocke der Viechtacher Pfarrkirche vernehmlich herüber. In mehreren Orten der Umgebung hatte der „Umgang“ schon frühzeitig begonnen, so auch in dem etwas seitwärts des Bayerweges hochgelegenen Kollenburg, dessen Schloßruine mit Turm weithin sichtbar ist. Die Prozession bewegte sich soeben auf einem mit Feldblumen bestreuten und zu beiden Seiten mit Birkenbäumchen gezierten Wege bis zum Bayerweg heraus. Der Pfahlbauer hatte anhalten lassen und war mit Sidonie ausgestiegen. Auch Englmar und sein Vater waren noch zur rechten Zeit angekommen, um der Prozession beiwohnen zu können. Der ganze, mit bunten Fahnen und geschmückten Figuren versehene Zug, an welchem die gesamte Schuljugend, Kränze aus lebenden Blumen mit roten, flatternden Bändern auf dem Haupte, sich beteiligte, machte bei all seiner Einfachheit einen erhebenden Eindruck auf die Beschauer. Nach erhaltenem Segen und nachdem sich der Zug wieder entfernt, ward auch Fahrt und Marsch der Englmarer Wallfahrer wieder aufgenommen.

„Da heroben is's wunderschön!“ sagte Sidonie, sich nach allen Seiten umblickend. „Schaug nur, wie prächtig unser Aitnachtal unten liegt.“

Der Anblick war in der Tat entzückend. Unten das grüne Tal mit den hell glitzernden Wassern, ringsherum die Buchen- und Nadelwälder, die blauen Berge nah und fern; bis hinein nach Böhmen schweifte der Blick zum Cerkow und hinab zum Arber und Rachel. Von jenseitiger Höhe drohte der alte Turm von Nußberg herüber und weiter den Pfahl hinab ragten die zackigen Überreste der Burg Weissenstein gen Himmel.

Aber Englmar sah nichts als Sidonie – die ganze Schönheit der Welt hatte sich in ihr vereinigt. Tal und Berg und Wald, Blumen und Vogelgesang, herrlich war alles, aber Sidoniens dunkle Augen schienen ihm das Allerschönste zu sein, was die Welt überhaupt hervorzubringen imstande war. Als sie seinem Blicke entschwunden, ging er in sich versunken weiter, während sein Vater sich mit anderen, den gleichen Weg verfolgenden Wanderern unterhielt.

Nach etwa zweistündigem Marsch hatte man zunächst dem Predigtstuhl das Forsthaus Marbuchen und gleich darauf den Sattel des Hirschensteingebirges erreicht.

„Ui Gottes! Ui Gottes! Gibt's hinterhalb Marbuachen aa no' a Welt!“ rief da ein Bäuerlein aus dem Zellertal voll Verwunderung aus, als sich ihm von der Höhe eine neue Welt eröffnete.

Endlos schweifte der Blick von hier hinab in die Donauebene und darüber hin zu dem am südlichen Horizonte sich abblauenden Hochgebirge. Zunächst aber ist in einer anmutigen Mulde das schöne Dorf Englmar gelegen, am Beginne eines von frischen Quellenbächen durchzogenen, saftig grünen Tales, rings umgeben von herrlichen Hochwaldungen.

Neben der herrlichen Aussicht in die wundervolle Landschaft ward das Interesse der Wallfahrer aber auch noch in anderer Weise in Anspruch genommen. Von allen Seiten sah man neben massenhaft zuströmendem Volke kleine Reitergruppen dem Bergdörfchen zueilen. Es sah sich von weitem an, wie es zur Zeit des Löwlerbundes mochte ausgesehen haben, als von den verschiedenen Burgen auf Befehl des mächtigen Degenbergers die Dienstmänner sich sammelten, um sich gegen den aus Straubing heranrückenden herzoglichen Vizedom zu verteidigen. Doch erblickte man keine Ritter und Kämpen mit Blechhauben und Panzer auf den Rossen, sondern flotte Bauernburschen, mit Bändern und Blumen die Hüte geschmückt, auf schön gezierten Pferden. Es galt heute keinem Kampfe, sondern dem friedlichen Werke

der Ehrung des seligen Vaters Englmar, der Teilnahme an dem sogenannten Englmarisuchen.

Der selige Englmar, welcher zu Ende des elften Jahrhunderts als Einsiedler hier in der Wildnis lebte, ward von einem Dienstmann des Grafen von Bogen erschlagen. Der Leichnam wurde gelegentlich einer Jagd aufgefunden und in feierlicher Weise auf einem mit Ochsen bespannten Wagen fortgeschafft. Auf der Stelle, wo die jetzige Pfarrkirche steht, hielt das Gespann plötzlich an, und dies galt dem Grafen als ein Zeichen, daß hier der Leib des Märtyrers zur Ruhe gebracht werden sollte, was auch geschah. Eine Kirche wurde gebaut und um dieselbe entstand das Dorf Englmar. Die Bewohner des letzteren samt den Angehörigen der ziemlich weit ausgedehnten Pfarrei geben nun seit uralter Zeit ihrer Verehrung für den Heiligen dadurch besonderen Ausdruck, daß sie in einer dramatischen Darstellung die Auffindung seines Leichnams dem Volke vorführen.

So erscheinen in der Tracht des elften Jahrhunderts, allerdings mit sehr modernen Zutaten, der Graf von Bogen mit einem Prinzen und mehreren Knappen, dem Burggeistlichen und dem Junggrafen, sämtlich zu Pferd, der Prälat von Windberg mit Begleitung, ein Jäger mit dem Hunde, zwei Knechte, die den mit zwei schönen Ochsen bespannten, grün angestrichenen Englmariswagen lenken, und noch andere Mitspielende. Allen voraus schreitet ein Engel mit goldglitzerndem Stab. Die berittenen Männer und Jünglinge der Pfarrei auf ihren prächtigen, best geschmückten Pferden eröffneten paarweise den Zug.

Die übliche Fronleichnamsprozession schließt sich unmittelbar den Genannten an.

Am Fuße des Hügels angekommen, wo die aus Holz geschnitzte Figur des heiligen Englmar unter einem Felsen im Gebüsch verborgen liegt, verläßt der Engel den Zug und besteigt den Felsen, mit hochehobenem Arme anzeigend, daß hier der Märtyrer gefunden werde. Sofort eilt der Jäger mit dem Hunde zu der bezeichneten Stelle, hebt die Tannenästlein hinweg und findet den Gesuchten. Er eilt zurück und meldet es dem Grafen, der sofort vom Pferde steigt und sich mit seiner Begleitung zum Fundorte begibt, sich auf die Knie wirft und dann Auftrag gibt, daß der Leichnam zu dem Wagen getragen werde. Nachdem dies in feierlicher Weise geschehen, steigt der Graf wieder zu Pferd und die Prozession nimmt ihren Fortgang. Die Statue des heiligen Englmar wird mitgefahren, an der Pfarrkirche angelangt, in diese unter feierlichen Zeremonien der sie begleitenden handelnden Personen getragen und auf eine hiezu bereit gehaltene Estrade gelegt.

Die Vorführung dieses mittelalterlichen Spieles lockt jährlich mehrere Tausend Fremde aus nah und fern heran, die damit zugleich eine der herrlichsten Touren im bayerischen Waldgebirge verbinden.

Die Glocken der Pfarrkirche läuteten soeben zum Hochamte, das der Prozession vorangeht. Gleich den andern Leuten nahmen auch der Hockawanzl und sein Sohn den Weg durch den Freithof zum schönen Gotteshause. Es traf sich, daß sie da mit den Pfahlbauerischen wieder zusammentrafen, welche von dem Kühberger und dessen Sohn Simmet begleitet waren. Sidonie würdigte den letzteren keines Blickes, so viel er auch in sie hineinredete.

Auf einem Grabe zunächst der Kirchentüre saß der alte krüppelhafte Bettler und betete, einen Rosenkranz in der Hand und die Hand im Schoße, mit lauter Stimme. Die meisten der Vorübergehenden griffen in die Tasche und warfen ihm ein Geldstück in den Hut. Auch Sidonie zog ihr Beutelchen und gab ihm ein Almosen. In diesem Augenblick bemerkte der Alte den nicht ohne Verlegenheit an ihm vorüberschreitenden Englmar und rief ihm zu:

„Vergelt's Gott, Englmar, vergelt's Gott! Dei' erste Morgengab hat mir viel Glück bracht. I bet' scho' für di und für alle, die dir Guat's tuan.“

„Da fällt für mi nix ab!“ lachte Simmet, spöttisch nach dem Landsmann blickend.

„Gib eam liaba was, dem arma Mo',“ sagte Sidonie.

„Fallet mir ein, an solchen Landstreicher z'unterstützen,“ erwiderte der Bursch in hochmütigem Tone.

„Gel, du vertrinkst es liaba?“ meinte sein etwas verschmitzt darein sehender Vater lachend.

„I scho’!“ entgegnete Simmet.

Der Bettler hatte auf das Wort „Landstreicher“ hin sein Gebet unterbrochen, und seine Krücke wie drohend hoch emporhebend, rief er Simmet zu:

„Den Schimpf verzeih dir unser Herrgott!“

Sidonie aber sagte empört:

„Du herzloser Mensch, du!“

Simmet beeilte sich weiterzukommen, denn von allen Seiten hörte er nur Worte des Unwillens und der Mißbilligung über seine Rede. Auch Englmar machte Miene, gegen Simmet den Bettler in Schutz zu nehmen, aber sein Vater hielt ihn mit Gewalt zurück, führte ihn auf einen Seitenweg und sagte zu ihm:

„Narr, was willst machen z’geg’n Bauernsuhn; bei uns hoabt’s: kuschen und nix als kuschen, daß ma furthampern dürfen.“

„I kusch mi nöd, Vater!“ erwiderte Englmar bestimmt; „vor dem scho’ gar nöd!“

In der Kirche hatte das Hochamt begonnen, Orgelspiel und Chorgesang drangen durch die offene Türe heraus zum Freithofe, welcher von Andächtigen geradezu überfüllt war.

Nach dem Gottesdienste fand sodann die Fronleichnamsprozession in Verbindung mit dem Englmar-Suchen statt, welchem alles mit Andacht und Neugierde beiwohnte. Nachdem der Selige gefunden und sich die Prozession durch die Felder weiter bewegte, trieb es Englmar an, zum Bettler auf dem Freithofe zurückzukehren. Er fand ihn allein, wie vorher auf dem Grabe sitzend, und eine Semmel verzehrend.

„Du suachst mi auf, nachdem alles marschus is?“ sagte dieser verwundert und erfreut zugleich. „Da schaug nur her – an ganzen Beutel voll Kupfer hon i, und aa viel Silber dabei. Dir dank i’s, dei Glücksgeld.“

„Wo seid’s denn her?“ fragte ihn Englmar.

„Aus’n Zellertal aussa. Aber i bettel nöd in meiner Gmoa’ (Gemeinde) und aa nöd im ganzen Tal, grad zum Englmar-Fest kimm i alle Jahr her, denn da bin i zum Krüppel und Bedlmo’ worn und da hab i aa ’s Recht, daß i mir ebbas hol zu mein armselin Furtkömma.“

„Wieso? Seid’s da verunglückt?“ fragte Englmar neugierig.

Und der Alte erzählte, wie er gerade vor dreißig Jahren als dreißigjähriger Mann zum Englmar-Fest hierhergekommen sei. Er war Geschirrhauer, d.h. Mühlenbauer, und mit einem braven Mädchen aus dem „Veidareich“ versprochen gewesen. Da sei während der Prozession das Pferd des „Grafen von Bogen“ infolge eines Böllerschusses scheu geworden und gegen die ersten Häuser des Dorfes zugerannt, wo zwischen zwei nahe beieinander liegenden Häusern soeben der Pfarrer mit dem hochwürdigsten Gute, umgeben von vielen hundert Menschen, stand. Wäre das Pferd bis dorthin gerannt, so wäre ein namenloses Unglück geschehen. Da habe er sich dem Pferde entgegengeworfen und es auch einen Augenblick zum Stehen gebracht; das scheue Tier habe ihn aber zu Boden geworfen und ihm den Fuß abgeschlagen. Ein paar beherzte Männer seien dann herangesprungen, hätten das Pferd beruhigt und ihn beiseite gebracht. Ohne sein Dazutun wäre es nicht möglich gewesen, ein großes Unglück zu verhüten, und so habe er sich die ganze Gemeinde zum Danke verpflichtet. Mit seiner Heirat war es nun freilich vorbei. Die Gemeinde von Englmar gab ihm so viel, daß er sich einen Unterschlupf in seiner Heimat verschaffen konnte, und jährlich sei er berechtigt, hier um Almosen zu betteln. Jeder Bauer und Häusler gebe ihm sein Scherflein und der Vorstand noch eigens ein Geschenk. Im Pfarrhofe aber bekomme er an diesem Tage ein Mahl, so gut wie der Herr selbst, und dürfe auch dort übernachten. Dieser Englmar-Tag wäre auch der einzige, an dem er die Wohltätigkeit der Mitmenschen in Anspruch nehme; sonst sei er zu stolz, zu betteln. Und damit er nicht ganz unnütz auf der Welt sei, suche er im Sommer heilbringende Kräuter zusammen, die er in der Apotheke verkaufe oder aus denen er auch selbst gute Säfte bereite, durch welche er um Gotteslohn schon manchem hilfsbedürftigen Menschen genützt habe.

„Du siehst also, daß i koa Landstreicher bin, wie der schlecht' Bua vorhin mi g'schimpft hat,“ schloß er seine Erzählung. „No', dem sei' Zeit kimmt aa no'! Wer is denn dös Deandl, dös mit eam ganga is und die alleweil ang'schaut hat?“

„Du moanst die Pinkate?“ fragte Englmar errötend.

„Ja, die moan i. Du haltst was auf sie, gel?“

„G'wiß. Sie is ja mein' Bauern sei' Tochter und mei' Schulkamerädin. I gaang jede Stund für sie ins Feuer.“

„Soso!“ schmunzelte der Alte. „Da taatst ihr aber koan G'fall'n damit. I woab was Besseres. Mach, daß ihr die Pockennarben vergenga, die ihra G'sicht entstellen.“

„Ja, dös wenn i kaannt!“ meinte Englmar.

„I will dir's sag'n, wie's dös kannst,“ entgegnete der Alte. Und er nannte ihm mehrere Kräuter, die dem Burschen nicht unbekannt waren. Diese solle er pflücken und kochen, und mit dem daraus gewonnenen Saft müsse sich das Mädchen täglich vor dem Schlafengehen das Gesicht einreiben und die Flüssigkeit auf demselben eintrocknen lassen. Nach kurzer Zeit würden die Narben, wenn auch nicht ganz, so doch insoweit vergehen, daß sie der Schönheit des Gesichtes keinen Eintrag mehr tun würden.

„Ja dös is ja für mi heunt der reinste Glückstag!“ rief Englmar jubelnd. „Da hon i mir einbild't, 's Glück könnt unseroan nur durch böse Geister zuakömml!“

„Du Patschi, du!“ versetzte lachend der Bettler; „'s Glück kimmt eam nur durch'n Seg'n vom Himmi zua und durch guate Leut. Und es gibt no' guate Leut auf der Welt, viel guate Lebt gibt's, die eam ziag'n helfen am schweren Schicksalskarren, daß ma' leichter ummi kimmt über die vielen Buckl, die oan 's Fuhrwerken sauer machen. Und dös san nacha unsere Schutzengel, dene ma' dankbarli sei' muaß fürs Leb'n.“

„Ös seid's a solcher Schutzengel!“ sagte Englmar, „mehr, als 's es vermoant's. I werd' Enks zeitlebens dankbar sei' und kömmt's ins Aitnachtal, so fragt's beim Pfahlbauern nach mir, dort find's mi, und d' Sidonie wird Enk's aa vergelten, so guat sie's vermag. Aber wo seid's Ös z'finden, wenn i Enk amal aufsuachen möcht?“

„Wo? In meina Hirwa z'naachst Arnbruck. Frag nur nach'n Bettler von Englmar.“

Die weitere Unterhaltung wurde durch das Hinzudrängen der Leute gestört, da die Prozession zurückkam. Aber während der Mittagszeit führte Englmar den Pfahlbauer und seine Tochter zu dem Bettler, damit sie von ihm selbst hörten, wie das Mittel gegen die Pockennarben anzuwenden sei. Der Bauer gab dem Bettler ein namhaftes Geldstück und dankte dem Burschen für seine Teilnahme. Er versprach beiden Erkenntlichkeit im Falle günstiger Wirkung.

Sidonie aber wartete diese Wirkung nicht ab. Sie kaufte in einem der Marktstände, welche den Freithof umstanden, einen prächtigen Strauß aus künstlichen Blumen und Flittergold, den sie Englmar auf den Hut steckte. Für die „Ahn!“, seine Großmutter, gab sie ihm aber ein Paket süßer Lebkuchen mit, denn sie wisse, daß die alte Frau gern „schlecke“. So aufgemuntert, wagte es Englmar ihr ein verzuckertes Herz anzubieten, und das Mädchen nahm es mit Freuden an. Glücklicher wie ein König trat Englmar mit seinem Vater den Heimweg an.

Simmet spielte unterdessen im Wirtshause den verschwenderischen Großbauernsohn, ließ sich von den Musikanten seine Schnadahüpfeln begleiten und kam dabei in Streit mit einem andern Burschen, der seine Absichten auf Sidonie kannte und deren Abneigung bemerkt hatte und ihn deshalb auszusingen beliebte, wobei er besonders das alte Schnadahüpfel betonte:

„Mei' Schatz is vom Veidareich,
Im Veidareich is's schein (schön),
Eitz hat's an andern Buam,
Und mi laßt's steihn (stehn).“

Sidonie hatte sich in der Tat in auffallender Weise von ihm gewandt, als er ihr einen „Markt“ (ein Geschenk) überreichen wollte. Aus Ärger darüber trank er sich einen Rausch an und ward alsbald von den andern Burschen aus dem Lokale hinausgeworfen.

Sidonie hatte mit ihrem Vater ebenfalls die Heimfahrt angetreten.

„Was tuast denn mit dem lebzeltern Herzen, dös dir der Bua geb'n hat?“ fragte sie der Vater, als sie dasselbe sorgsam im Wagen barg.

„Dös tausch i mir a mal gen a lebendig's um,“ entgegnete das Mädchen in heiterem Tone. Der Vater lachte. Was sich die Tochter dachte, ahnte er nicht, das zeigte er am besten, da er unvermittelt sagte:

„Wenn nur der Simmet nöd gar so a Sturmbartl waar!“

Aber Sidonie dachte nicht an den. Sie blickte mit fröhlichen Augen in die herrliche Gegend hinaus und meinte dann:

„Die Welt und 's Leben ist dennast wunderschön!“

IV.

Fünf Jahre waren seit jenem Prangtage vergangen und manche Veränderung war auf dem Pfahlbauerngute vorgegangen. Sidonie hatte durch den Gebrauch des ihr vom Bettler in Englmar angeratenen Mittels die Pockennarben insoweit verloren, daß sie ihrer natürlichen Schönheit keinen Eintrag mehr taten. Im Gegenteile war es merkwürdig zu sehen, wie gerade die Überreste jener gefürchteten Krankheitsspuren diesem Gesichte einen ganz eigenen Reiz verliehen, das durch die großen, dunklen Augen wohl am meisten gewann.

Sidonie galt nun allgemein für das schönste Mädchen im Aitnachtale, und die Bauernburschen von nah und fern unterließen es nicht, dies ihr öfter, als ihr lieb war, zu versichern. Einer aber freute sich, wenn auch ganz im stillen, ganz besonders darüber, weil es halbwegs sein Werk gewesen, welches diese Veränderung bewirkt. Zu sagen getraute er sich ihr das freilich nicht mehr, denn mit zunehmendem Alter ward er sich immer mehr des Abstandes bewußt, der zwischen der Tochter des Regenten und seiner eigenen Niedrigkeit bestand: er wagte es auch nicht mehr den früheren, vertraulichen Ton ihr gegenüber anzuschlagen. Er hielt sich im Gegenteile stets von ihr fern, versah mit Eifer und Treue seinen Dienst, ertrug willig alle Strapazen, im Sommer auf dem Felde, im Winter bei der Holzabfuhr im Walde, und fand seinen schönsten Lohn darin, wenn ihm der Bauer seine Zufriedenheit aussprach.

Für den Kühberger Simmet, dessen Hochmut mit den Jahren ebenso zunahm wie Englmars Bescheidenheit, existierte der arme Knecht nicht mehr, und so kam es zwischen beiden vorerst auch zu keinen Reibereien mehr. Simmets Vater war inzwischen gestorben. Die Mutter war ein schwaches Weib, das an ihrem Sohne, wie sich das Volk ausdrückte, „einen Affen gefressen hatte“. Sie ließ ihn nach Belieben schalten und walten und Simmet spielte so recht den Herrn. Er reiste des Holzhandels wegen oft nach Regensburg und Nürnberg, blieb aber stets länger fort, als es das Geschäft erforderte. Auch ließ er sich auf das Zureden eines Landsmannes in Cham auf Börsengeschäfte ein und wagte, gereizt durch einen anfänglichen Gewinn, zu viel. Er konnte die Verluste nicht sofort decken, stellte Wechsel aus, zahlte Wucherzinsen und kam so nach und nach, wie die Aitnachtaler sagen, „z'hoanzlings“ zu einem ansehnlichen Schuldenstande, von welchem weder seine Mutter noch sonst jemand erfuhr. Die Heirat mit Sidonie sollte wieder alles in Ordnung bringen. Der Vetter kam jetzt öfter zu seinem schönen Basl auf Besuch, und die Leute erklärten es als das schönste Paar im „Veidareich“. Das Mädchen atmete aber immer hoch auf, wenn Simmet es verließ. Im übrigen fügte es sich scheinbar gelassen in sein Geschick, denn es war der Wille des Vaters, daß der Simmet Sidoniens Mann werde.

Doch war es der letzteren oft recht schwer ums Herz. Trotz ihres nunmehr viel schöneren Gesichtes war sie unzufrieden; das Leben und die ganze Welt hatten an Reiz verloren, sie erschienen ihr nicht mehr so schön wie damals beim Fest in Englmar. So oft sie sich an die Vergangenheit erinnerte, war es doch immer Englmar, ihr Schulkamerad, an den sie vorzugsweise dachte, Englmar, der ihr so freudig zu Diensten war, der, das wußte sie, jeden Augenblick bereit war, für sie sein Leben zu lassen, und der sie schön gefunden zu einer Zeit, da sie der Vetter ihrer Pockennarben wegen noch verspottete. Und wenn sie ihn, auf ihrer Laube zwischen blühenden Geranien stehend, schweißtriefend aber fröhlich von der Feldarbeit oder an kalten Wintertagen von ihrer Kammer aus halberfrozen neben dem schweren Holzschlitten im Schnee watend, vom Walde heimkehren sah, so hatte sie oft das Gefühl, als müßte sie ihm laut zujubeln oder ihm entgegeneilen und ihm die treue Hand drücken. Aber das schickte sich nicht mehr für die Erbin des Pfahlbauernhofes. So kam es denn, daß Sidonie nach und nach immer stiller und in sich versunkener wurde. Der Vater merkte das nicht. Er hatte viel zu viel mit seinen Geschäften zu tun, mußte fast täglich nach Viechtach zu seinem am Regenflusse sich befindenden Holzplatze, mußte für die rechtzeitige Trift der Blöcher und der Holländerbretter sorgen, welche fremde Holzhändler von ihm erhandelt. Auch die Hauserin nahm von des Mädchens zunehmendem Trübsinn keine besondere Notiz, nur bei der alten Hockawanzlin taute es in Sidoniens Gemüt auf kurze Zeit. Da hörte sie doch von Englmar erzählen, wie er stets so besorgt um seine Großmutter und so bedacht auf den Nutzen des Bauern sei, und dann erzählte die Alte auch lustige Huderln (kleine Geschichten) und erheiterte so das sonst so stille, in sich gekehrte Mädchen.

Zum Englmar-Fest waren sowohl Sidonie wie Englmar nicht mehr gekommen, denn der Pfarrer sah es nicht gerne, daß die hervorragendsten Leute seiner Pfarrei bei der Prozession fehlten und den Kirchenfeierlichkeiten im eigenen Orte ferne blieben, und wo der Bauer war, da gingen auch die Ehehalten hin.

Aber den Bettler sah Englmar dennoch an diesem Tage jedes Jahr. Jedesmal wartete er seiner an der Antoni-Kapelle beim Morgengrauen schon und gab ihm ein erstes Almosen, wie der alte Mann fest glaubte, als Glücksgeld.

Englmar wußte selbst nicht, was ihn zu diesem Bettler hinzog; es war ihm, als brächte ihm dessen Begegnung ebenfalls Glück, als müßte derselbe in irgend einer Weise freundlich in sein Schicksal eingreifen; er redete es sich selbst ein, daß der Alte sein Schutzgeist sei, wenn er auch längst über die Märchen der alten Ahnl, auch über jenes vom Gossenstein lachte. Ein unerklärliches Etwas trieb ihn an, den Alten an jedem Fronleichnamsmorgen aufzusuchen, und wohl nur infolge der Befriedigung über das gute Werk, das er an einem unglücklichen Nebenmenschen übte, schied er immer hochbefriedigt durch diese Begegnung von ihm.

Da trat ein Ereignis ein, welches sowohl bei Sidonie wie im Inhäusl eine mächtige Erregung hervorrief: Englmar hatte bei der Konskription in Viechtach „verspielt“ und wurde zum Militärdienst einberufen, und zwar unvermutet schnell, da Krieg in Aussicht stand. Es war im Frühjahr 1866.

Simmet hatte ebenfalls „verspielt“; er kaufte sich aber einen Ersatzmann und lachte dazu, als die Rekruten unter lautem Schluchzen der Verwandten Abschied nahmen und sich zu ihren Fahnen begaben.

Die alte Großmutter weinte und Sidonie weinte auch, da ihr Englmar zum letztenmal die Hand reichte und „Pfüat Gott!“ sagte. Er tröstete Großmutter und Vater, so gut er es vermochte, Sidoniens Tränen aber erfüllten sein Gemüt mit wunderbar wehmütiger Wonne.

„I werd' enk koa' Schand machen,“ versprach er, „und geht's los, so stell i mein Mann, drauf könnt's enk verlassen!“

Und er stellte ihn auch in dem kurze Zeit darauf ausgebrochenen Feldzuge. Voll Sorge und Furcht warteten die Seinen in der Heimat auf Nachrichten von ihm und beteten zum Himmel, daß er ihn beschütze. Glücklicherweise war er auch allen Gefahren entgangen, er hatte sogar Gelegenheit, sich durch seine Tapferkeit auszuzeichnen, und wurde dafür mit der Goldenen

Tapferkeitsmedaille belohnt. Als er nach erfolgtem Einmarsche seines Bataillons auf einige Tage in Urlaub nach Hause durfte, war alles auf dem Pfahlbauernhofe in freudiger Bewegung – doch nicht seiner Rückkehr wegen, sondern weil am Abende dieses Tages der feierliche Verspruch zwischen Sidonie und dem Kühberger Simmet stattfinden sollte.

Daß diese Nachricht dem Soldaten wie ein Dolchstich ins Herz fuhr, ahnte selbst seine alte Großmutter nicht, die ihn, Freudentränen weinend, umarmte. Sidoniens Hand aber zitterte, als sie jene des glücklich Heimgekehrten in der ihrigen hielt. Ihre Wangen waren blaß und ihre Augen feucht, als sie lächelnd sagte:

„Gott sei's dankt, daß d' wieder glückli z'ruck bist. I hon so viel Angst g'habt um di.“

„I hon's völli g'spürt, denn alleweil hon i herdenken müassen in d' Hoamat, selm mitten im G'fecht,“ erklärte Englmar. „Da hon i mir oft denkt, wenn i bleibet im Feld, 's waar a schöner Tod, und dahoamt woanet um mi mei' Ahnl – und –“

„Und i!“ vollendete Sidonie. „Dös hast wohl erraten. Und siehst, iatz bist glückli z'ruckkömma und i muaß dennast woana. O mei', Englmari, für mi ist heunt koa' Glückstag. I wolt, i därt sterb'n, so trauri is mir z'mut.“

„Heunt, an dein' Verlobungstag?“ fragte der Bursche, obwohl ihm die Erinnerung daran selbst das Herz beschwerte.

„Der Vater will's hab'n – der Vater –“

„Was is's mit'n Vater?“ fragte der soeben eintretende Pfahler, der Englmar schon vorher begrüßt hatte. Er wartete die Antwort seiner Tochter nicht ab, sondern sagte:

„Englmar, du muaßt heunt aushelfen und glei' d' Arbet wieder anfangen. Der Knecht, der 's Bretterfuhrwerk hat, is krank wor'n, aber von der Sag (Säge) ob'n muaß no' a Fuhr übr kemma zum Regen, weil's no' Platz hat am Floß. Aufg'laden is scho' und d' Roß san ang'schirrt – es pressiert.“

„I ziang nur schnell mein' Uniformsrock aus,“ sagte Englmar eifrig; „i verhalt nöd. Adis!“

Eilig hatte er die Stube des Bauern verlassen. Dieser sah dem hübschen, flotten Burschen durch das Fenster wohlgefällig nach.

„s is dennast a Prachtbursch, der Englmar,“ sagte er. „Trutz sein weiten Marsch heunt macht er aa nöd den kloansten Anstand, springt ei' in Deanst, als waar der ganz' Krieg grad so a Rekraktion g'wen, von der er z'ruckkömma is. Es g'fällt ma recht, daß er die gulda Medaille kriegt hat; für an Häuslerbuam will dös woas hoassen.“

„Ja no', brav und schneidi kann der Häuslersbua so guat sei' wie der reichst' Bauernbua,“ sagte Sidonie nicht ohne Bitterkeit. „I moan schier, er is's viel ehnder, denn aus Schneid drucken si die meisten nöd weg vom Militari, b'sunders wenn Krieg in Aussicht steht.“

„Du spielst wohl auf deinen Hochzeiter an?“ lachte der Bauer. „Der Simmet tauget freili nöd dazua, der lasset si' nöd lang kommandiern –“

„Der kommandiert scho' selber, da hast recht,“ entgegnete die Tochter. „Wenn der amal Herr is am Pfahlhof, wer'n ma's scho' inna, daß neb'n eam koa' Will'n existiert.“

„Mit Ausnahm von mein',“ verbesserte der Bauer die Rede seiner Tochter.

„Der Simmet wird si' so weni um die kümmern, wie er si' iatz um sei' Muatta kümmert,“ meinte Sidonie.

„I übergib eam vorderhand scho' nöd alles; i b'halt mit dös best' Vieh und die schönst' Waldung vür, daß i'n no' am Bandl hon,“ versetzte der Alte pfiffig lächelnd.

„Aber mi übergibst eam!“ rief jetzt Sidonie vorwurfsvoll und mit strengem Blicke. Dann eilte sie, ohne eine Erwiderung abzuwarten, in ihre Kammer, um den hervorbrechenden Tränen freien Lauf zu lassen. Der Bauer sah ihr voll Erstaunen und mit offenem Munde nach, dann entfernte er sich kopfschüttelnd und murmelte: „Hellsaxendi! Mi kommandier'n! Dös wer' eam scho' abg'winna aufs erst' mal.“

Über die Schlußrede seiner Tochter dachte er nicht näher nach.

„Is dös a dumm's G'schwaatz,“ sagte er mit Bezug darauf. „Natürli muaß' eam's übergeb'n, wenn's zamheiraten –“

Englmar hatte inzwischen die Uniform mit einem Janker vertauscht; die Militärmütze behielt er auf dem Kopfe. Er nahm die Pferde, die er freundlich grüßend streichelte, aus dem Stalle und führte sie zur Brettersäge, um von dort den bereits beladenen Wagen nach Viechtach zu bringen.

Soeben fuhr er langsam den schmalen, steilen Weg über den Pfahlrücken hinauf, als der Kühberger Simmet auf seinem Schweizerwägelchen von oben herab in rascher Gangart ihm entgegengefahren kam. Sobald ihn Englmar erblickte, rief er ihm ein lautes „Halt“ zu, weil ein Ausweichen an der Stelle, an welcher sich der Bretterwagen gerade befand, unmöglich war, aber Simmet kehrte sich nicht daran, und als er, ganz nahe herangekommen, in dem Knechte Englmar erkannte, beliebte es ihm schon gar nicht mehr, nach dessen Willen zu tun.

„Du armseliger Kommißbrotfresser!“ rief er ihm zu, „glaubst leicht der Kühberger Simmet laßt si' von dir kummandiern? Weich aus oder –“

„I kann mit'n schwaaren Wagen nöd in Straßengrab'n awi,“ entgegnete Englmar. „Hättst g'halten durt ob'n; iatz schaug nur, wie's d' vorbei kimmst.“

Er ließ das Fuhrwerk so weit zur Seite rücken, als es möglich war, aber es genügte nicht, daß Simmets Wägelchen vorbeikommen konnte. Unter Fluchen und Schimpfen verlangte er von Englmar ein noch weiteres Ausweichen, doch würde dieser dadurch ein Umstürzen des Wagens riskiert haben.

„No' wart nur, du G'scherter – bin i nur dei' Bauer – i lern dir's Ausweicha!“ drohte der Kühberger.

„Wenn's die freut, wenn i dei' Fuhrwerk in Straßengraben wirf und d' Roß in G'fahr bring, so is dös nacha dei' Sach,“ meinte Englmar gelassen, „aber so lang i der Kned vom Pfahlbauern bin, g'schieht von mir nixi zu sein' Schaden, und Gnad dem, der mi drum schänd't. Wenn's d' nöd schaugst, daß d' wieder rucklings fahren kannst bis zu der Ausweich durt ob'n, so stehnga ma in etli Stund no' da. I weich nöd weiter aus.“

Simmet blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als abzusteigen und sein Wägelchen rückwärts bergan fahren zu lassen, was ziemlich viel Zeit und Mühe in Anspruch nahm. Als er unter vielem Fluchen endlich an die Ausweichstelle gekommen, schwang er sich wieder auf seinen Sitz und nahm seine Peitsche zur Hand.

Englmar fuhr nun bergan. Beim Wagen des Kühbergers angekommen, wollte er, ohne diesen eines Blickes zu würdigen, vorüber, als er plötzlich von diesem einen Schlag mit der Geißel über Kopf und Gesicht erhielt, so daß ihm die Mütze herabflog.

„Wart, i will dir's lerna, dei' Kommißhaub'n vor dein' künftigen Herrn z'lupfen (abzunehmen),“ rief der Kühberger. Dann hieb er auf sein Pferd ein und fuhr in gestrecktem Trabe bergab.

Englmar taumelte und wäre beinahe zwischen die Räder seines Fuhrwerkes gekommen. Doch er erholte sich sogleich wieder. Mit erhobener Faust drohte er seinem Gegner nach.

„Den Schimpf sollst mir büaßen, und zwar no' heunt!“ rief er.

Dann nahm er seine Mütze vom Boden, setzte sie wieder auf, wischte die Blutspuren von den Wangen, welche der quer darüber gehende Striemen verursachte, und setzte seine Fahrt fort. Aber sein ganzes Herz war erfüllt von Rachegedanken; der Soldat war in ihm erwacht. Simmet kam ihm unendlich verächtlich vor. Er, dem der Vertreter des Königs die Ehrenmedaille an die Brust geheftet, der von diesem als tapferer Mann geehrt worden und dem er die Hand gedrückt, er duldete nimmer solchen Schimpf, durfte ihn nicht auf sich haften lassen. Nicht Bauer und Häusler standen sich gegenüber, Mann gegen Mann sollte die Rechnung ausgeglichen werden.

Nachdem er an der Abladestelle seine Fracht übergeben, kehrte er mit dem leeren Wagen ohne Aufenthalt heim. Es fing bereits zu dunkeln an, als er den Hof erreicht und die Pferde versorgt hatte. Niemand achtete besonders auf ihn, man war im Hause beschäftigt.

Auch den Blicken der Seinigen suchte er sich möglichst zu entziehen. Er steckte für alle Fälle sein langes Messer zu sich und bewaffnete sich mit einer Peitsche. Dann eilte er nach

dem Wege, der zum Kühberger Hofe führte. Simmet mußte jeden Augenblick von dort herkommen.

„Er hat mi zeichnet,“ sagte er, an seine brennende Wange greifend. „Sei’ G’sicht soll heunt nöd schöner sei’ wie ’s mei’. Er soll an den Kommißbrotfresser denken.“

V.

Der Bettler von Englmar hatte während des Feldzuges auch oft an Englmar gedacht und ihn dem Schutze seines Namenspatrons empfohlen. Durch Urlauber vom Straubinger Jägerbataillon erfuhr er zu seiner Freude, daß der Bursche gesund und dekoriert aus dem Felde zurückgekehrt sei und jedenfalls auf einige Wochen in Urlaub nach Hause kommen würde. Der Bettler sehnte sich förmlich darnach, seinen Liebling wiederzusehen, und er schlug aufs Geratewohl von seiner Heimat in Arnbruck den Weg nach dem Aitnachtale ein. Aber nicht des Wiedersehens wegen allein kam er, sondern auch, um einen Herzenswunsch zu erfüllen. Er wollte Englmar zu seinem Erben einsetzen. Der Alte hatte sich ein paar hundert Gulden erspart und hoffte sich damit in ein Spital einkaufen zu können. Doch fühlte er seine Kräfte in der letzten Zeit so sehr schwinden, daß ihm der Gedanke an sein Lebensende näher lag als jener ans Spital, und da machte es ihm Freude, seine Ersparnisse dem treuen Burschen als ein kleines Grundkapital zu vermachen, das vielleicht späteren Reichtum zur Folge hätte. Wenigstens wollte er ihm das Geld einstweilen zur Aufbewahrung übergeben, mit der Bedingung, daß es nach seinem Tode Englmars Eigentum sei.

In dieser Absicht kam er denn heute, einen alten Lederranzen um die Schulter, die beiden Krücken unter den Armen, nach mehrtägiger Wanderung, in Viechtach an, wo er sich in einem Gasthause, im Hausflöße auf dem Boden liegend, mit Bierbrocken stärkte, bevor er den Weg nach dem Pfahlbauernhofe fortsetzte. Zwei Handelsleute aus Cham hatten im gleichen Gasthause eingekehrt und setzten sich, um ungestört sprechen zu können, an einen Tisch im Hausgange. Ihr Gespräch betraf den Pfahlbauern und Kühberger Simmet; deshalb horchte der Bettler neugierig auf. Er erfuhr auf diese Weise, daß der eine der beiden mehrere verfallene Wechsel des Kühbergers in Händen habe, die er so lange verlängere, bis derselbe mit der Pfahlbauerntochter verheiratet sei, um sie nach erfolgter Heirat sofort einzuklagen. Würde heute die Verlobung der beiden jungen Leute nicht erfolgen, so sehe er sich genötigt, schon morgen gegen den Schuldner vorzugehen.

Der andere der beiden Geschäftsleute, dem man den Wucherer vom Gesichte las, wollte erfahren haben, daß der Kühberger in Unterhandlung stehe wegen Verkaufes seines gesamten schlagbaren Holzes, und um dem vorzubeugen, würde er schon morgen Beschlag darauf legen lassen.

Sie kamen schließlich überein, sofort den Anwalt aufzusuchen, um ihm die nötigen Weisungen zu geben.

Nachdem sie sich entfernt, machte sich auch der Bettler wieder auf den Weg. Er kannte die Pfahlbauerntochter seit jenem Tage, da er sie mit seinem Schützling in Englmar gesehen, und das Mädchen tat ihm herzlich leid, wenn es in so schlimme Verhältnisse geraten sollte. Außerdem hatte er schon damals bemerkt, daß sich Sidonie und Englmar nicht ganz gleichgültig gegenüber standen, und er hielt es in jedem Falle für seine Pflicht, den Pfahlbauern warnen zu lassen, oder das selbst zu tun. So eilte er, so schnell er es nur vermochte, seinem Ziele zu und wählte zu diesem Zwecke einen vom Sträßchen abseits führenden, abkürzenden Fußweg. So hatte er Englmar verfehlt.

Es dunkelte bereits, als der Bettler an den Aitnächhöfen angelangt war. Er war so sehr in Gedanken über das Gehörte, daß er, der Ortschaft überdies nicht ganz kundig, statt zum Pfahlbauern, in den Kühbergerhof gelangte. Er sah da kein Inhäusl und ging deshalb direkt zum Hofe selbst. Ein großer, freilaufender Hund jagte auf ihn zu und drohte ihn anzufallen, so

daß der Alte vor Angst laut aufschrie. Da trat Simmet aus der Türe, pfiß dem Hunde und sah ärgerlich nach dem Alten.

„Da wird nix geb'n!“ rief er ihm zu. „Mach, daß d' weiterkimmst!“

„I kimm nöd zum Betteln,“ erwiderte der alte Mann; „i suach 'n Hockawanzl auf, 'n Englmar. Bin i denn da nöd am Pfahlbauernhof?“

„Da bist am Kühbergerhof,“ antwortete der Bursche. „Zum Englmar willst, zu dem Kommißlackl? Da mach nur glei, daß d' verschwind'st, sunst hetz' i di mit 'n Hund aussu und du sollst an'n Kühberger Simmet denken.“

„Oho!“ rief jetzt der Bettler, sich hoch aufrichtend. „I bin a Mensch so guat wie du. Und wenn du aa der Kühberger Simmet bist und i nur a Krüppel, so möcht i doch mit dir nöd tauschen. I hon no' neamd ang'führt, und hon mi nöd für besser ausgeb'n, als i bin. Du hast mi vor etli Jahr'n z' Englmar drob'n an Landstreicher g'hoasen, und heunt willst mi mit 'n Hund aussihetzen, weil i mi daher verganga hon; dös san deine Trümpf g'we'n. Aber iatz fang i 's Spiel'n an, da paß auf, wer nacha ob'nauf bleibt!“

„Elendiga Bedlmo'!“ rief Simmet gereizt, „i schlag di nieder, wenn –“

Er konnte nicht aussprechen. Der Hund, durch seines Herrn Rede irregeführt, packte den Bettler von rückwärts und riß ihn zu Boden. Der Alte schrie um Hilfe.

Durch den Lärm herbeigelockt, kam Simmets Mutter herzu. Sie riß den Hund von dem Bettler weg und stieß ihn in die Stube hinein.

„Grad recht is eam g'scheh'n!“ sagte der Bursche und entfernte sich ohne jede Aufklärung oder Entschuldigung.

Die alte Frau halt dem Bettler auf die Füße. Er hatte außer dem Schrecken keinen Schaden genommen. Sie hieß ihn auf der Gredbank Platz nehmen und brachte ihm ein Gläschen Schnaps, damit sich der totenblasse Alte stärken könne. Dieser aber dankte. Er wollte auf dem Kühbergerhofe nichts zu sich nehmen, sagte er. Sein Weg führe ihn zum Hokawanzl. Und er hinkte, wenn auch zum Umsinken ermattet, von dannen. Bald aber stürzte er zu Boden. Sein Atem verringerte sich; ihm war, als müßte er sterben.

So traf ihn Englmar.

Beim Anblick des Ärmsten verschwanden plötzlich alle Rachege Gedanken, nur das Gefühl des Mitleides hatte noch Raum in seiner Brust. Des Bettlers Augen belebten sich, als er Englmar neben sich knien und ihm Hilfe spenden sah. In abgerissenen Worten setzte ihn der Bettler von dem Vorgefallenen in Kenntnis.

Da flammte es wieder zornig auf in Englmar.

„I werd' abrechna mit dem losen Burschen, verlaß di drauf,“ sagte er. „Da schau her in mei' G'sicht; den Hieb hat er mir heunt geb'n mit seiner Peitschen. I hon 'n grad erwarten woll'n. No', i werd' eam d' Rechnung machen aa für di. Aber vorallererst kimm in mei' Hirwa, 's ander bleibt nöd aus.“

„Ja, laß mi in dei' Hirwa,“ bat der alte Mann, indem er sich mit Englmars Hilfe zitternd erhob. „I bin halt no' ganz dadadert. Dös Hundsvieh is z' gaach (zu schnell) an mi kömma. Aber i bitt die um Gott's will'n, z'weg'n meina brauchst nöd mit eam abz'rechna, mei' na'! Geh'n ma in dei' Hirwa; dort sag i dir no' viel Neues. Kimm, kimm!“

Er versuchte Englmar mit fortzuziehen. Aber schon nach wenigen Schritten mußte dieser ihn unterstützen.

Um zum Inhäusl zu gelangen, schlug Englmar den nächsten Weg mitten durch den Hofraum des Bauerngutes ein.

Hier sah ihn der Pfahlbauer, der, am offenen Fenster stehend, bereits nach Simmet und dessen Mutter sowie nach den übrigen zum Feste Geladenen Ausschau hielt.

„Ja was bringt den der Englmar da für an Gast?“ rief er.

Als Sidonie, welche soeben den Tisch deckte, den Namen „Englmar“ vernahm, eilte sie zum Fenster und erkannte in dem alten Mann sofort jenen Bettler von Englmar, der ihr durch sein

Mittel die Pockennarben vertrieben und den ihr Jugendfreund stets seinen Schutzgeist genannt.

„Dös is ja 'n Englmar sei' Schutzgeist,“ rief sie, darauf Bezug nehmend, aus, „woaß, Vater, der Bedlmo', der mir mei' pinke'ts G'sicht g'heilt hat.“

„Wahrhafti!“ bestätigte der Bauer. „Aber der kann ja nimmer vorwärts. – Englmar,“ rief er dem Burschen zu, „woaus denn mit dem arma Mo'? Tuan eina zu uns.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, folgte er der voraneilenden Sidonie auf die Gred hinaus.

„In mei' Hirwa möcht' i'n bringa,“ sagte jetzt Englmar auf ihre wiederholte Frage. „'n Kühberger sei' Hund hat 'n niederg'rissen und a so zuag'richt. Passiert is eam nix; der Schrecken is eam halt in d' Glieder g'fahr'n.“

„Der Hund? Wieso denn dös?“ fragten beide zugleich.

„Der Simmet hat 'n aus sein Hof g'jagt,“ erklärte Englmar.

„Der herzlose Bua!“ rief Sidonie und mitleidsvoll führte sie den Bettler, ohne ihn oder Englmar um ihre Meinung zu fragen, in eine Kammer, wo sie ihn auf einem Ledersofa niedersetzen hieß und dann forteilte, um für den sichtlich Kranken eine Magenstärkung zu holen. Ehe sie aber die Kammer verließ, sagte sie in festem Tone:

„Siehgst, Vata, in solche Händ' gibst du dei' oanzig's Kind!“

„Unsa Herrgott b'hüat's vor an söchan Unglück!“ sagte der Bettler.

„Vor was für an Unglück?“ fragte der Bauer.

„Daß 's dem ung'schlachten Menschen sei' Wei' wird. Da müaßt eam dös arm' Deandl scho' dabarma.“

„Mei', er is halt an übermüatiga Bua,“ entschuldigte der Bauer. „Als Mann wird er scho' langsamer toa'.“

Sidonie kam zurück und reichte dem Alten eine Tasse mit stärkender Fleischbrühe, welche dieser mit zunehmendem Behagen schlürfte.

Unterdessen bemerkte Sidonie den Striemen in Englmars Gesicht, der sich über das Auge ausdehnte und eine dunkle Färbung angenommen hatte, und besorgt fragte sie, was ihm begegnet sei.

Nun berichtete Englmar, was vorgefallen, und verschwieg auch nicht, daß er soeben ausgegangen sei, Simmet für seine Brutalität zu züchtigen, als er den Bettler gefunden und darüber sein Vorhaben vorerst aufgeben mußte.

Sidoniens Augen füllten sich mit Tränen.

„Du arma Bua!“ sagte sie. „Hast dei' Leb'n in d' Schanzen g'schlagen für unsern Küni, und muaßt di iatz schänden lassen von ar'a solchen Leefeigen (feiger Mensch). Da muaßt glei dei' Ahnl frag'n,“ fuhr sie, die Geschwulst näher besichtigend fort: „Die woaß, was guat is dafür. Wenn nur dei' Auf nöd leid't.“

Der Pfahlbauer hatte Englmars Erzählung schweigend angehört, und als jetzt Sidonie in so herzlicher Weise zu dem Burschen sprach, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es ward ihm plötzlich klar, daß seine Tochter dem armen Häuslersohne ihr Herz geschenkt. Aber auch sein Herz fing an wärmer zu schlagen, und er folgte einer plötzlichen Eingebung, als er zu Englmar sagte:

„Ja, geh hoam zu dein Ahnl, und bring's und dein Vata glei umma – und notabene – du ziagst dein Uniformsrock mit der guldan Medailli o.“

„Aber, Bauer,“ warf Englmar ein, „mit 'n Simmet, wenn i zamkimm, geht's nöd guat ab.“

„I will aber, daß d' tuast, wie i g'sagt hon. 'n Simmet red'st ma gar nöd an heunt. Hast g'hört? Jatz kummandier i! Aber mach lüfti (schnell).“

Englmar blickte fragend nach dem Bauer, dann nach Sidonie, und als ihm diese lächelnd zunickte, eilte er davon, den Befehl seines Herrn auszuführen.

„Und du, Sidonie,“ befahl jetzt der Bauer, „schaug die um deine Gäst um, i moa', i hör scho' wen kömma. Frisch, Deandl! Denk, dei' Schutzgeist is aa im Haus; es wird scho' alles recht wer'n.“

Sidonie sah den Vater forschend an, dann erhellte sich plötzlich ihr Gesicht.

„Vata – waar's mögli?“

Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn stürmisch. Der Vater gab den Kuß zurück und führte sie dann gerührt zur Türe.

Als sich dieselbe hinter Sidonie geschlossen, sagte der Bettler:

„Bauer, in dera Minuten is a Engl vom Himmi bei Enk einkehrt. Lust's, was i Enk z'sag'n hab'. Ös seid's im Begriff, a guat's Werk z'toa und es wird Enk leichter wer'n, wenn's mi g'hört habt's.“

Und nun erzählte er, was er in Viechtach vernommen und warum er hiehergekommen.

Der Bauer machte anfangs große Augen, dann aber kratzte er sich hinter den Ohren und meinte:

„Hat mir dennast scho' längst so ebbas g'schwant (geahnt)! Mir tuat nur die guat Basl load. Ihr z'liab werd' i sehgn, was si' richten laßt.“

Jetzt rief die Hauserin nach dem Bauern und meldete, daß der Bräutigam mit seiner Mutter erschienen sei und auch die übrigen Gäste vollzählig in der Stube versammelt wären.

„I laß nöd auf mi warten,“ versetzte der Bauer. „Ös, Landsmann, bleibt's da, bis die Hockawanzl-Leut kömma; nacha führ i Enk mitanand ein als Ehrengäst.“

Sidonie hatte es nicht über sich zu bringen vermocht, dem Vetter die Hand zu reichen. Sie bat ihn nur, gleich den andern Gästen an der gedeckten Tafel Platz zu nehmen. Viele Kerzen erhellten die alte, getäfelte Bauernstube, und auf dem Tische standen in schönen Vasen große Blumensträuße.

Der Bauer bewillkommte seine Gäste aufs freundlichste und ließ auf die lange Tafel noch vier Gedecke mehr auflegen.

„Wenn ma alle beianand san, kann d' Mahlzeit anfanga,“ sagte er und verließ die Stube.

Alle waren neugierig, wer die noch fehlenden Gäste seien. Sie sollten nicht lange in Ungewißheit bleiben.

Die Türe ward geöffnet, und herein trat, von dem Bauer geführt, der krüppelhafte Bettler. Ihm folgten der Inhäusler Hockawanzl und dessen alte Mutter; den Schluß machte Englmar in seiner schmucken Jägeruniform, den Säbel umgürtet und die Goldene Medaille nebst dem Feldzugszeichen auf der Brust.

Eine eigentümliche Stimmung bemächtigte sich der reichen Bauerngäste und fragend blickten sie nach dem Gastgeber. Simmet aber war aufgesprungen und rief dem Bauern zu:

„Aber, Vetter, was soll dös hoßen?“

„Was dös hoßen soll?“ erwiderte der Pfahler. „Zu an Verspruch g'hörn allemal zwoa: 's Deandl und der Bua.“

„No' ja: d' Sidonie und i!“

„Na, na,“ versetzte der Bauer. „'s G'spiel is anders g'mischt wor'n. Meiner Sidonie ihra Hochzeiter is der Englmar, und dös, moan i, gibt die richti Stimmung.“

Simmet stand wie versteinert da.

Das Entzücken Englmars und Sidoniens, die Freude des Vaters, der Großmutter war ebenso groß wie das Entsetzen des Kühbergers. Als er sich einigermaßen gefaßt, rief er in rohem Tone seiner Mutter zu:

„Muatta, auf! Da is unser Bleibens nimmer, da is 's ma z' g'mischt.“

„Daß dei' Bleibens heunt nimmer da is, is natürli,“ meinte der Pfahlbauer; „aber laß dir was sag'n, Vetter, zum Abschied.“

Er zog ihn in die Nebenkammer, wohin ihnen auch Simmets Mutter folgte. Dort erklärte er ihm, daß seine Herzlosigkeit und Roheit schuld seien, daß er die Braut verloren. Dann aber warf er ihm seine Mißwirtschaft vor, und Simmet mußte, was der Bettler gesagt, als wahr

zugestehen. Der Pfahlbauer erbot sich dann, ihn vor der Schande zu retten, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich allen Anordnungen füge und vor allem Englmar und den Bettler wegen der Roheit, die er ihnen zugefügt, um Verzeihung bitte.

Simmet weigerte sich dessen entschieden, und es kam zwischen beiden zu einem erregten Auftritte.

Der Pfahlbauer aber hatte damit die Sühne, die er dem liederlichen Burschen zgedacht, noch nicht erschöpft und sagte:

„Du hast mit Verachtung auf'n Soldatenstand g'schaut, weil's d' di hast wegdrucken kinna mit etli hundert Gulden. Iatz aber sollst den Stand kenna lerna, sollst die an G'horsam und Ordnung g'wöhna und dernthalben will i, daß d'n Englmar sei' übrige Deanstzeit übernimmst. Nur unter dem Beding richt' i dei' Sach mit die Wucherer, den's d' in d' Händ g'fall'n bist, und erhalt' dir dein Hof. Bist z'ruckkimmst, wirst g'scheita sei' und selm auf dei' Sach acht geb'n können. Willst oder willst nöd?“

„Aber, Vetter – i wer dennast nöd für 'n Englmar, für an Häuslersbuam einstehn?“

„Dös sollst, dös muaßt; andernfalls überlaß i die dein G'schick, und dös kennst.“

„So will i liaba verganten als mein Stolz a so wegwerfa, a g'moana Soldat z'wern.“

„Umkehrt is aa g'fahn. Du muaßt stolz wer'n drauf, daß d' den Ehrenrock tragst; nur a niederträchtige Kerl kann so verächtli drüber red'n.“

„Tu's, Simmet!“ bat jetzt die Mutter; „alles tua, was der Vetter hab'n will; er verlangt nur dei' Best's.“

„Mei' Bauernwort drauf. Entweder a so oder a so. Da hoaßt's: Vogel friß oder stirb!“

Das laute Weinen seiner Mutter, die Aussicht auf eine sichere Vergantung machten Simmet endlich fügsamer und mit großer Überwindung mußte er sich bequemen, den bitteren Kelch auszutrinken. Wieder in die Stube zurückgekehrt, trat er zu Englmar und dem Bettler und sagte:

„Ös müaßt's ma`s nöd nachtrag'n – i hon heut aufg'habt (zu viel getrunken), und Englmar, daß d' es woaßt, i steh für die freiwilli ein und dean dei' Zeit aus.“

„Na, na,“ rief Englmar, überrascht aufspringend, „dös gibt's nöd; i halt mei' Zeit scho' selm aus. Gelt's Gott für dein guaten Will'n – da hast mei' Hand – alles is zwischen uns vergessen – aber –“

„Aber, Patschi!“ unterbrach ihn der Pfahler, „wie willst d' denn d' Sidonie heiraten, wenn's d' wieder in d' Kasern muaßt? I will, daß d' Hozet bald is, i möcht' ausrasten. Oder aber pressiert's dir nöd? Heunt kummandier i! Der Simmet soll auf etli Jahr eini, auf daß er's dakennt, daß der Soldatenstand ein Ehrenstand is.“

Simmet sah ein, daß der arme Bursche in jeder Weise hoch über ihm stehe, und sagte gerührt zu ihm:

„I hon dir mei' Lebta schwer unrecht to', Englmari, aber i werd' dei' Stell als Soldat so guat verseh'n, als i's vermag.“

Dann eilte er davon; er konnte sich der Tränen nicht mehr erwehren. Die Mutter folgte ihm. Ihr versicherte der Bauer noch einmal, daß er sie nicht verlassen werde.

„I verzeih eam von Herzen gern,“ sagte der Bettler, „und der Englmari kann eam nur dankbarli sein, denn ohne dös blaue Aug' hätt' er schwerli d' Sidonie als Hochzeiterin kriegt. 's hat alles sei' Guats auf der Welt, selm a blau's Aug.“

Die Anwesenden lachten über die Worte des Alten. Das Mahl begann, und die fröhliche Stimmung, die dabei herrschte, hielt den ganzen Abend an.

Englmars Großmutter saß lange in sich versunken da. Da fragte sie die glückliche Braut, was sie denn so nachdenkend mache.

„B'sinna tua i mi,“ erwiderte die Alte, „ob dös heunt aa'ra Mandl (Märchen) is oder d' Wirklichkeit?“

„Ahn! es is scho' d' Wirklichkeit!“ versetzte Englmar. „Sie is schöna als alle deine Mandln zang'numma; aba dennast ham deine Mandeln mitg'holfen, dös Glück herbeiz'führ'n.“

Er gedachte jenes Ganges nach dem Gossenstein und reichte schweigend, aber dankbaren Blickes, dem Bettler die Hand.

Die alte Ahnl aber meinte:

„’s is dennast gar wunderbar, wi si’ oft a Sach schickt!“